Geschichte

der

französischen Revolution

von

A. Thiers.

Deutsch

von

Dr. Wilhelm Jordan.

Fünfter Theil.

ARBEITER-VEREIN
ZU
LEIPZIG

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

Nationalkonvent.

Fünfzehntes Kapitel.

Eröffnung des Nationalkonvents; das Königthum abgeschafft; die Republik erklärt. — Erster Kampf der Gironde und der Bergpartei; Anklage Robespierre's und Marat's. — Erklärung der Einheit und Untheilbarkeit der Republik. — Vertheilung und Stärke der Parteien im Konvent. — Veränderungen in der ausübenden Gewalt. — Danton legt sein Ministerium nieder. — Einrichtung der verschiedenen Verwaltungs- und des Konstitutionsausschusses.

Am 20. September 1792 kamen die Konventsdeputirten in den Tuilerien zusammen, um die Versammlung zu konstituiren. Ihre Anzahl war genügend; sie konstituirten sich vorläufig, bestätigten die Vollmachten und schritten dann zur Ernennung des Bureaus. Pétion wurde fast einstimmig zum Präsidenten ernannt; Brissot, Condorcet, Rabaud Saint-Etienne, Lasourçe, Vergniaud und Camus wählte man zu Sekretären. Diese Wahl beweist, wie groß damals in der Versammlung der Einfluß der Girondisten war.

Die gesetzgebende Versammlung, welche seit dem 10. August in ununterbrochener Sitzung gewesen, wurde am 21. Sept. durch eine Deputation benachrichtigt, daß der Nationalkonvent gebildet und ihre Gesetzgebung geschlossen sei. Die beiden Versammlungen ver-

schmolzen sich eine in die andere und der Konvent nahm den Saal der gesetzgebenden ein.

Am 21. machte Manuel, der Prokurator der Kommune, welcher nach dem 20. Juni mit Pétion zugleich entsetzt, dadurch sehr populär geworden, später mit den Wüthrichen in der Kommune in Verbindung getreten, seitdem aber wieder von ihnen gewichen und während der Morde in der Abtei den Girondisten näher gekommen war, einen Vorschlag, welcher bei den Feinden der Gironde großen Lärm erregte; — Bürger-Vertreter, sagte er, es thut Noth, daß hier Alles eine Würde und Größe athmet, die der Welt Ehrfurcht gebietet: ich trage darauf an, daß der Präsident Frankreichs im Nationalpalast der Tuilerien wohne, daß ihm die öffentliche Macht und die Zeichen des Gesetzes voranschreiten und die Bürger sich bei seinen Anblick erheben. — Bei diesen Worten erhoben sich die Jakobiner Chabot und Tallien, der Sekretär der Kommune, mit Heftigkeit gegen dies dem Königthum nachgeahmte Ceremonial. Chabot sagt, die Vertreter des Volkes müßten sich den Bürgern ähnlich machen, aus deren Reihen sie hervorgingen, den Sansculotten, welche die Mehrheit des Volkes bildeten. Tallien setzt hinzu, man werde noch den Präsidenten des Konvents in einem fünften Stock suchen müssen, denn da wohnten Genie und Tugend. Der Vorschlag Manuels wird also zurückgewiesen und die Feinde der Gironde behaupten, sie habe ihrem Haupte Pétion die Ehre eines Herrschers zuwenden wollen. Diesem Vorschlage folgte ohne Unterbrechung eine Menge von andern. Von allen Seiten will man durch beglaubigte Erklärungen die Gesinnung beweisen, die die Versammlung und Frankreich beseele. Man verlangt daß die neue Konstitution zur Grundlage vollständige Gleichheit habe, die Souveränität des Volkes förmlich beschlossen, dem Königthum, der Diktatur, dem Triumvirat, kurz jeder persönlichen Macht Haß geschworen und auf jeden Vorschlag einer solchen Todesstrafe gesetzt werde. Danton beendigte alle diese Anträge, indem er dekretiren ließ, daß die neue Konstitution nicht früher gelten solle, als bis sie vom

Volke bestätigt sei. Man setzt hinzu, daß die bestehenden Gesetze in Geltung bleiben, die nicht anderweitig besetzten Behörden vorläufig beibehalten und die Steuern, bis man ein neues Abgabensystem aufstelle, wie bisher erhoben werden sollen. Nach diesen Vorschlägen und Dekreten bringen Manuel, Collot-d'Herbois und Gregoire die Frage des Königthums zur Verhandlung und verlangen, daß die Abschaffung desselben auf der Stelle erklärt werde. Das Volk, sagen sie, ist soeben zum Souverän erklärt, allein ein solcher ist es erst dann wirklich, wenn ihr es befreit habt von einer nebenbuhlerischen Macht, der Macht der Könige. Die Versammlnng und die Tribunen erheben sich, um dem Vorschlag gegen das Königthum ihre Beistimmung zu bezeigen. Bazire wünschte jedoch eine feierliche Erörterung dieser Frage. — Was bedarf es einer Erörterung, sagt Gregoire, wo alle Welt einig ist? Die Höfe sind nur die Werkstätten des Verbrechens, die Herde der Verderbniß und die Geschichte der Könige ist die Leidensschichte der Völker. Wenn wir alle gleich sehr durchdrungen sind von dieser Wahrheit, was bedarf es da noch einer Erörterung? —

Sie war in der That geschlossen. Tiefes Schweigen. Auf einstimmigen Wunsch der Versammlung erklärt der Präsident das Königthum in Frankreich für abgeschafft. Dies Dekret wird mit allgemeinem Beifall aufgenommen; auf der Stelle befiehlt man den Druck desselben und die Absendung an die Heere und an alle Municipalitäten.

Als so die Republik ausgerufen wurde, bedrohten die Preußen noch das Gebiet. Dumouriez hatte sich, wie wir gesehen, nach Sainte Menehould begeben, und die für unser Heer so glücklich ausgefallene Kanonade vom 21. war in Paris noch nicht bekannt. Am folgenden Tage, d. 22. schlug Billaud-Varennes vor, nicht mehr zu schreiben „Jahr IV. der Freiheit,“ sondern „Jahr I. der Republik.“ Dieser Vorschlag wurde angenommen. Das Jahr 1789 galt also nicht mehr

als der Beginn der Freiheit, und von diesem selben Tage, dem 22. September 1792, fing die neue republikanische Zeitrechnung an.

Abends erfuhr man die Kanonade von Valmy und es begann sich Freude zu verbreiten. Auf Antrag der Bürger von Orleans, welche sich über ihren Magistrat beschwerten, wurde dekretirt, daß alle Mitglieder der Verwaltungsbehörden und Gerichtshöfe neu gewählt und die von der Konstitution des Jahres 1791 festgesetzten Wählbarkeitsbedingungen aufgehoben werden sollten. Es war nicht mehr nöthig, die Richter aus Gesetzeskundigen und die Verwalter aus einer bestimmten Klasse von Eigenthümern zu wählen. Schon die gesetzgebende Versammlung hatte die Mark Silber abgeschafft und allen majorennen Bürgern die Wählerfähigkeit zuerkannt.

Der Konvent verwischte vollends die letzten Unterschiedsgränzen, indem er alle Bürger zu allen verschiedenen Ämtern befähigte. So begann das System vollständiger Gleichheit.

Am 23. hörte man die Berichte aller Minister. Der Deputirte Chambon trug einen Bericht über den Zustand der Finanzen vor. Die früheren Versammlungen hatten die Anfertigung von zwei Milliarden und siebenhundert Millionen Assignaten dekretirt; zwei Milliarden und fünfhundert Millionen waren bereits ausgegeben, es blieben also noch zweihundert Millionen, von denen hundertsechsundsiebzig noch anzufertigen waren und vierundzwanzig sich in Kasse befanden. Die Steuern waren von den Departements zu dem von der letzten Versammlung angeordneten Getreideankauf zurückbehalten, es bedurfte daher neuer außerordentlicher Hülfsmittel. Da die Masse der Nationalgüter sich durch die Auswanderung täglich vermehrte, so fürchtete man nicht neues Papiergeld, welches dieselbe darstellte, auszugeben, und that es ohne Zaudern. Es wurde eine neue Kreirung von Assignaten angeordnet.

Dann hörte man Rolands Bericht über den Zustand Frankreichs und der Hauptstadt. Eben so streng und noch verwegener als am 3. September schilderte er in kräftigen Zügen die Unordnung in

Paris, ihre Ursachen und die Mittel ihnen vorzubeugen. Er empfahl die schleunige Einsetzung einer starken und kräftigen Regierung, als die einzige Bürgschaft für die Ordnung in einem freien Staate. Sein Bericht wurde günstig aufgenommen, erhielt lauten Beifall und rief selbst von Seiten derer keinen Ausbruch des Zornes hervor, welche sich für angeklagt hielten, sobald die Rede kam auf die Unordnungen in Paris.

Kaum aber hatte man diesen ersten Blick auf den Zustand Frankreichs geworfen, als man das Überhandnehmen neuer Unordnungen in gewissen Departements erfuhr. Roland schreibt einen Brief an den Konvent, meldet ihm die neuen Excesse und verlangt, man solle dieselben unterdrücken. Nachdem der Brief zu Ende gelesen, schwingen sich die Deputirten Kersaint und Buzot auf die Rednerbühne um Gewaltthätigkeiten aller Art anzuzeigen, die man überall zu begehen anfange. — Die Morde, sagen sie, werden in den Departements nachgeahmt. Nicht der Anarchie hat man die Schuld beizumessen, sondern einer neuen Art von Tyrannen, welche sich im kaum befreiten Frankreich erheben. Paris ist der Ort, von dem täglich die unseligen Aufreizungen zum Verbrechen ausgehen. Auf allen Mauern der Hauptstadt liest man Anschläge, die zu Mord Brand und Plünderung aufhetzen, und Ächtungslisten, auf denen täglich neue Opfer bezeichnet stehen. Wie will man das Volk beschützen vor schrecklichem Elend, wenn soviel Bürger verdammt sind, ihr Leben zu verbergen? Wie darf Frankreich auf eine Konstitution hoffen, wenn der Konvent, der sie entwerfen soll, unter gezückten Dolchen berathet? Die Ehre der Revolution verlangt es, daß wir den Excessen ein Ziel setzen und einen Unterschied machen zwischen der Bürgertapferkeit, die am 10. August den Despotismus bewältigt und der Grausamkeit, welche am 2. u. 3. September in den Diensten einer stummen und versteckten Tyrannei gestanden. —

Demzufolge verlangen die Redner, man solle einen Ausschuß erwählen und denselben beauftragen

1) Bericht zu erstatten über den Zustand der Republik und der Stadt Paris insbesondere;
2) ein Gesetz vorzulegen gegen die Anstifter zum Morde;
3) Bericht zu erstatten über die Art und Weise, wie man dem Konvent eine öffentliche, aus den dreiundachtzig Departements ausgehobene Macht zur Verfügung stellen könne.

Bei diesem Vorschlage beginnen alle Mitglieder der linken Seite, auf der sich die heftigsten Geister der neuen Versammlung niedergelassen, ein wüthendes Geschrei zu erheben. Ihrer Meinung nach übertreibt man die Leiden Frankreichs. Die heuchlerischen Klagen, welche man eben gehört, kommen aus den Kerkern, in welche man mit Recht alle die Verdächtigen gesteckt, welche seit drei Jahren den Bürgerkrieg über ihr Vaterland heraufbeschworen. Die Übelstände, welche man beklage, seien unvermeidlich; das Volk befinde sich im Zustande der Revolution und zu seinem Heile müsse man energische Maßregeln ergreifen. Der kritische Augenblick sei jetzt vorüber und die eben erlassenen Erklärungen des Konvents würden genügen, alle Unruhen zu stillen. Wozu übrigens eine außerordentliche Gerichtsbarkeit? Noch beständen ja gegen den Aufruf zu Mordthaten die alten genügenden Gesetze. Wolle man etwa ein neues Kriegsgesetz erlassen? . . .

Mit einem bei Parteien gewöhnlichen Widerspruch erhoben sich jetzt diejenigen, welche die außerordentliche Gerichtsbarkeit des 17. Aug. verlangt hatten und bald ein Revolutionstribunal verlangen sollten, gegen ein Gesetz, das ihrer Meinung nach ein Blutgesetz sei. — Ein Blutgesetz, entgegnete Kersaint, während ich gerade durch dieses Gesetz dem Blutvergießen Einhalt thun will! — Man verlangt laut die Vertagung. — Die Unterdrückung der Morde vertagen, ruft Vergniaud, heißt sie genehmigen. Die Feinde Frankreichs stehen bewaffnet auf unserm Gebiet und man will, daß französische Bürger, statt sie zu bekämpfen, sich gegenseitig erwürgen gleich den Kriegern des Kadmus. —

Endlich wird der Vorschlag Kersaints und Buzots ohne Abänderung angenommen. Man dekretirt, daß Gesetze entworfen werden sollen zur Bestrafung der Mordanstifter und zur Einrichtung einer Departementsgarde.

Diese Sitzung vom 24. September hatte in den Geistern große Aufregung verursacht; doch war noch kein Name ausgesprochen und die Anklagen ganz allgemein geblieben. Am folgenden Tage greift man sich mit dem gestrigen Groll wieder an; auf der einen Seite wird gemurrt gegen die erlassenen Dekrete, auf der andern bereut man, nicht genug gesagt zu haben gegen die Partei der Zerstörer. Während man die Dekrete angreift und vertheidigt, bittet Merlin ums Wort, ein ehemaliger Huissier und Municipalbeamter in Thionville, später Deputirter in der gesetzgebenden Versammlung, in welcher er sich unter den entschiedensten Patrioten hervorthat und sich durch seine Heftigkeit und Kühnheit bemerklich machte. — An der Tagesordnung ist es, sagte er, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob wirklich wie Lasource mir gestern versichert hat, im Schooße des Konvents eine Partei besteht, welche ein Triumvirat oder eine Diktatur zu errichten beabsichtigt; entweder muß das Mißtrauen aufhören oder Lasource die Strafbaren bezeichnen und ich schwöre, sie vor den Augen der Versammlung niederzudolchen. — Als man so heftig in ihn dringt, berichtet Lasource seine Unterhaltung mit Merlin und bezeichnet aufs neue, ohne jedoch Namen zu nennen, die Ehrgeizigen, welche sich auf den Trümmern des vernichteten Königthrons erheben wollen. — Es sind dieselben, welche zu Mord und Plünderung aufgerufen, welche Verhaftsbefehle gegen Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung geschleudert, dieselben, welche die muthigen Mitglieder des Konvents den Dolchen der Meuchler bezeichnen, dieselben, welche dem Volke die Excesse schuldgeben, die sie selbst angeordnet haben. Wenn es Zeit sein wird, werde ich den Schleier herunterreißen, den ich jetzt nur lüfte und sollte ich gleich fallen unter ihren Schlägen. —

Noch waren die Trimvirn nicht namentlich bezeichnet. Osselin steigt auf die Rednerbühne und bezeichnet die Pariser Abgeordneten, zu denen auch er gehört; er sagt, gegen sie bemühe man sich Mißtrauen zu erregen, sie seien weder unwissend noch böse genug um den Plan eines Triumvirats und einer Diktatur zu hegen; er beeidige das Gegentheil und beschwöre Fluch und Tod auf das Haupt dessen herab, den man auf solchen Plänen ertappe. Möge Jeder, schließt er, gleich mir auf die Rednerbühne treten und dieselbe Erklärung abgeben. — Ja, ruft Rebbecqui, Barbaroux' muthiger Freund, ja diese Partei mit tyrannischen Plänen besteht wirklich und ich will sie nennen, es ist die Partei Robespierre. Marseille kennt sie und hat uns hierher gesandt, um sie zu bekämpfen. —

Diese kühne Nennung verursacht in der Versammlung gewaltigen Lärm. Alle Augen richten sich auf Robespierre. Danton beeilt sich das Wort zu nehmen, um diese Zwietracht zu stillen und Anklagen zu beseitigen, die er theilweise gegen sich selbst gerichtet wußte. — Der Tag, sagt er, an welchem eine offene und brüderliche Erklärung all dieses Mißtrauen beseitigt, ist ein schöner Tag für die Republik. Man spricht von Diktatoren und Triumvirn; allein diese Anklage ist unbestimmt und bedarf näherer Bezeichnung. — Ich bin dazu bereit, ruft Rebbecqui wieder und eilt zum Bureau. — Gut, antwortet Danton; sind Strafbare vorhanden, so mögen sie geopfert werden und wären sie auch meine besten Freunde; was mich betrifft, so ist mein Leben bekannt. In den patriotischen Gesellschaften, am 10. Aug., im ausübenden Rath, überall habe ich der Sache der Freiheit ohne persönliche Rücksicht und mit der Energie meines Temperaments gedient. Ich für meinen Theil fürchte daher keine Anklage, aber ich will sie allen anderen ersparen. Ich gebe es zu, unter den Pariser Deputirten befindet sich ein Mann, welchen man den Tyrannen unter den Republikanern nennen könnte, es ist Marat. Oft hat man mich beschuldigt, ich sei der Anstifter seiner Aufrufe; allein ich nehme das Zeugniß des Präsidenten in Anspruch und bitte ihn zu erklären, ob

er mich nicht oft in den Ausschüssen und der Kommune mit Marat hat kämpfen gesehen. Übrigens hat dieser so vielfach angeklagte Schriftsteller einen Theil seines Lebens in unterirdischen Gewölben und Kerkern zugebracht. Das Leiden hat seine Laune aufgereizt und es ist zu entschuldigen, wenn er sich hinreißen läßt. Aber laßt alle persönlichen Erörterungen und versucht sie dem allgemeinen Besten dienstbar zu machen. Verhängt die Todesstrafe gegen Jeden, der Diktatur oder Triumvirat vorzuschlagen wagt. — Dieser Antrag erregt lauten Beifall. — Das ist noch nicht alles, fährt Danton fort, eine andere Furcht ist im Publikum verbreitet, die man beseitigen muß; man behauptet, eine Partei der Deputirten beabsichtige eine Bundesregierung und die Theilung Frankreichs in eine Masse von Einzelstaaten; wir müssen aber durchaus ein Ganzes bilden, erklärt daher durch ein anderes Dekret die Einheit Frankreichs und seiner Regierung; sind diese Grundlagen gelegt, so wollen wir unser Mißtrauen fahren lassen und einträchtig auf unseren Zweck losgehen.

Buzot entgegnete Danton, die Diktatur werde genommen, aber nicht erbeten und Gesetze gegen eine solche Bitte geben sei rein überflüssig; an das Bundesreich dagegen habe Niemand gedacht: der Vorschlag einer in den Departements auszuhebenden Wache sei ein Mittel zur Einheit, weil man alle Departements berufen würde, gemeinschaftlich die Vertretung des Volkes zu bewachen. Es sei ferner zweckmäßig, ein Gesetz über diesen Gegenstand zu erlassen, doch müsse man es reiflich überlegen, mithin Dantons Vorschläge der gestern eingesetzten Kommission der Sechs überweisen.

Robespierre, der persönlich angeklagt war, bittet ums Wort. Zunächst sagt er, er wolle nicht sich, sondern die in seiner Person angegriffene öffentliche Sache vertheidigen. Zu Rebbecqui gewandt, spricht er dann: — Bürger, Sie haben nicht gefürchtet mich anzuklagen: ich danke Ihnen dafür. An ihrem Muthe erkenne ich die berühmte Stadt, welche Sie abgesandt. Das Vaterland, Sie und ich, wir alle können durch diese Anklage nur gewinnen. —

— Man spricht, fährt er fort, von einer Partei, die eine neue Tyrannei im Sinne habe und nennt mich das Haupt derselben. Die Anklage ist unbestimmt; allein, Dank dem, was ich für die Freiheit gethan, es wird mir leicht sein zu antworten. Ich war es, der während der konstituirenden Versammlung drei Jahre lang alle Parteien bekämpft, welchen Namen sie auch geführt, ich war es, der gegen den Hof gekämpft und seine Geschenke verschmäht, ich . . . — Davon ist hier nicht die Rede, rufen mehrere Deputirte. — Er muß sich doch rechtfertigen, entgegnet ihnen Tallien. — Da man mich des Verrathes am Vaterlande anklagt, fährt Robespierre fort, habe ich wol ein Recht, mein ganzes Leben darzulegen. — Er beginnt darauf seine Dienste gegen die Aristokratie und gegen die falschen Patrioten aufzuzählen, welche nur die Maske der Freiheit angenommen hätten. Bei diesen Worten zeigt er auf die rechte Seite des Konvents. Sogar Osselin ermüdete diese Aufzählung; er unterbricht Robespierre und fordert ihn auf, eine freimüthige Erklärung zu geben. — Es handelt sich hier nicht um das, was du gethan hast, sagt Lecointe-Puyravaux, sondern um das, was du der Anklage zufolge gegenwärtig thun sollst. — Robespierre beruft sich auf die Freiheit der Meinungen, auf das geheiligte Recht der Vertheidigung und auf die öffentliche Sache, welche hiebei eben so gefährdet sei als er selbst. Man fordert ihn noch einmal auf, sich kürzer zu fassen, allein er fährt mit derselben Weitschweifigkeit fort. Er erinnert an die berühmten Dekrete, welche er gegen die Wiedererwähler der Konstituants und gegen die Ernennung der Deputirten zu Regierungsstellen vorgeschlagen und fragt, ob das Beweise von Ehrgeiz seien; er er giebt seinen Gegnern ihre Beschuldigungen zurück, erneuert die Anklage gegen den Föderalismus und schließt mit dem Antrage, die von Danton vorgeschlagenen Dekrete anzunehmen und die gegen ihn beabsichtigte Anklage einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Barbaroux, der längst ungeduldig war, tritt auf und ruft: — Barbaroux aus Marseille erbietet sich, die „von Rebbecqui gegen Robes-

pierre erhobene Anklage zu unterzeichnen." Darauf erzählt er eine höchst unbedeutende und schon oft wiederholte Geschichte: daß Panis ihn vor den 10. Aug. zu Robespierre geführt und ihm beim Schluß der Unterhaltung Robespierre als den einzigen Diktator bezeichnet habe, welcher fähig sei, die öffentliche Sache zu retten, er, Barbaroux, aber darauf geantwortet, daß die Marseiller niemals, weder vor einem Könige noch vor einem Diktator, das Haupt beugen würden.

Wir haben diese Thatsachen bereits oben erzählt und man kann beurtheilen, ob diese unbestimmten und nichtsbedeutenden Vorschläge der Freunde Robespierre's ein genügender Grund zur Anklage waren. Barbaroux nimmt die verschiedenen gegen die Girondisten geführten Beschuldigungen einzeln auf und trägt darauf an, den Föderalismus durch ein Dekret zu ächten und alle Mitglieder des Nationalkonvents schwören zu lassen, daß sie lieber eine Belagerung in der Hauptstadt aushalten und in ihr sterben wollten, als sie verlassen. Nachdem er vielen Beifall erhalten, fährt Barbaroux noch einmal fort und meint, den Plan einer Diktatur könne man gar nicht abstreiten; die Anmaßung der Kommune, die gegen die Mitglieder der Versammlung geschleuderten Verhaftsbefehle und die Kommissarien, welche man in die Departements geschickt, alles dies beweise einen herrschsüchtigen Plan; allein die Stadt Marseille wache über der Sicherheit ihrer Deputirten; sie sei stets bereit gewesen, zweckmäßige Dekrete zu unterstützen und habe das Föderirtenbataillon trotz des königlichen Veto's abgeschickt; auch heute schicke sie achthundert ihrer Bürger, deren jeder von seinem Vater zwei Pistolen, einen Säbel, eine Flinte und eine Assignate von fünfhundert Livres erhalten habe; zu diesen füge sie noch zweihundert Mann wohlgerüstete Kavallerie und diese Macht solle die Grundlage der Departementswache bilden, welche zur Sicherheit des Konvents vorgeschlagen sei. — Was Robespierre betrifft, setzt Barbaroux hinzu, so thut es mir leid, daß ich ihn angeklagt habe, denn früher liebte und achtete ich ihn. Ja wir liebten und achteten ihn Alle und doch haben wir ihn angeklagt; aber er er-

kenne sein Unrecht und wir wollen davon abstehen. Er höre auf sich zu beklagen, denn wenn er die Freiheit durch seine Schriften gerettet, so haben wir sie mit unseren Leibern vertheidigt. Bürger, wenn der Tag der Gefahr erscheint, dann soll man uns beurtheilen, dann wollen wir sehen, ob die Schreiber der Anschlagezettel mit uns werden zu sterben wissen. — Unter lautem Beifall kehrt Barbaroux zu seinem Platze zurück. Bei dem Worte Anschlagezettel bittet Marat ums Wort. Chambon verlangt es nach ihm und erhält den Vorzug. Er beschwert sich darauf über Anschlagezettel, in welchen man die Diktatur als unumgänglich vorgeschlagen und die mit dem Namen Marats unterzeichnet gewesen. Bei diesen Worten entfernt sich Jedermann von dem letzteren; er antwortet auf die Verachtung, welche man ihm beweist, nur mit einem Lächeln. Auf Chambon folgten mehrere Ankläger Marats und der Kommune. Marat bemüht sich lange vergeblich das Wort zu erhalten; aber Panis erhält es noch einmal vor ihm, um auf die Anführungen Barbaroux' zu antworten. Panis leugnet ungeschickterweise wahre, aber wenig bedeutende Thatsachen; es wäre klüger gewesen sie zu gestehen und sich auf ihre geringe Bedeutung zu berufen. Er wird von Brissot unterbrochen, welcher Rechenschaft von ihm verlangt wegen des Verhaftsbefehls, den man gegen seine Person erlassen. Panis beruft sich auf die Umstände, die er, wie er sagt, allzu leicht vergessen habe, auf den Schrecken und die Gestörtheit, welche damals in allen Geistern geherrscht, auf die Menge der Anklagen gegen die Verschwörer des 10. Aug., auf die ernsten über Brissot verbreiteten Gerüchte und die Nothwendigkeit, denselben auf den Grund zu kommen.

Nach diesen langen und jeden Augenblick unterbrochenen Erklärungen, gelingt es endlich Marat, der fortwährend das Wort verlangte, dasselbe zu erhalten, da es nicht länger möglich war, ihm dasselbe zu verweigern. Es war dies das erste Mal, daß er auf der Rednerbühne erschien. Sein Anblick erregt eine Bewegung des Unwillens und ein schrecklicher Lärm erhebt sich gegen ihn. — „Herunter,

herunter!" ruft man von allen Seiten. Er war nachläßig gekleidet und hatte eine Kappe auf dem Kopfe; diese legt er auf die Rednerbühne und schweift dann mit einem krampfhaft lächelnden und verächtlichen Blick über die Versammlung.

— Ich habe in dieser Versammlung, sagt er, eine große Menge persönlicher Feinde... — Uns alle, alle! ruft die Mehrzahl der Deputirten. — Ich habe in dieser Versammlung, sagt Marat noch einmal mit derselben Zuversicht, eine große Menge persönlicher Feinde; ich will sie nur an den Anstand erinnern; sie mögen dies wüthende Geschrei gegen einen Mann lassen, welcher der Freiheit und ihnen selbst mehr gedient, als sie glauben.

— „Man spricht von einen Triumvirat, von der Diktatur und legt den Pariser Deputirten diesen Plan unter: wohlan, ich bin es der Gerechtigkeit schuldig zu erklären, daß meine Kollegen, besonders Robespierre und Danton, sich dieser Idee stets widersetzt haben und daß ich sie in dieser Beziehung immer bekämpfen mußte. Von allen politischen Schriftstellern in Frankreich bin ich der erste und einzige, der an diese Maßregel gedacht und sie für das einzige Mittel gehalten hat, die Verräther und Verschwörer zu vernichten; mich allein möge man bestrafen, zuvor aber muß man mich hören." — Jetzt wurde einiger Beifall laut, jedoch nur wenig zahlreich. Marat fährt fort: — Könnt ihr es mir zum Vorwurf machen, daß ich mitten unter den ewigen Ränken eines treulosen Königs, eines niederträchtigen Hofes und falscher Patrioten, welche in beiden Versammlungen die öffentliche Freiheit verkauften, an das einzige Mittel zum Heile gedacht und die Rache heraufbeschworen habe auf verbrecherische Häupter? Nein, ihr könnt es nicht, denn das Volk würde euch Lügen strafen. Es hat gefühlt, daß ihm nur dies eine Mittel übrig blieb und nur dadurch hat es sich befreit von den Verräthern, daß es sich selbst zum Diktator aufwarf.

— Ich habe mehr als ein anderer geschaudert bei dem Gedanken an diese schrecklichen Bewegungen und nur darum hätte ich gewünscht,

sie von einer gerechten und festen Hand gelenkt zu sehen, damit sie nicht immer vergeblich blieben. Wenn man bei der Einnahme der Bastille schon die Nothwendigkeit dieser Maßregel eingesehen hätte, so wären auf meinen Vorschlag die Köpfe von fünfhundert Bösewichtern gefallen und schon damals der Friede sicher gestellt. Allein weil man diese eben so weise als nothwendige Energie nicht angewandt, wurden hunderttausend Patrioten erwürgt und noch andern hunderttausend droht dasselbe Schicksal. Ein Beweis übrigens, daß ich aus diesem Diktator, Tribunen und Triumvirn (der Name hat hier nichts zu bedeuten) nicht einen Tyrannen, wie ihn sich die Dummheit ersinnen mag, sondern ein dem Vaterlande ergebenes Opfer machen wollte, dessen Loos kein Ehrgeiziger beneidet hätte, der Beweis dafür ist, daß ich zugleich verlangte, seine Macht solle nur wenige Tage dauern, auf die Befugniß, die Verräther zu verdammen, beschränkt sein und daß man ihm während dieser Zeit eine Kugel an die Füße bände, damit ihn das Volk jeden Augenblick in seiner Gewalt habe. So empörend auch meine Gedanken euch geschienen, so war ihr Zweck doch nur das allgemeine Glück. Wenn ihr selbst nicht auf der Höhe standet, mich begreifen zu können, um so schlimmer für euch. —

Das tiefe Schweigen, welches bisher geherrscht, wurde jetzt von einigem Gelächter unterbrochen, allein der gewiß mehr schreckliche als lächerliche Redner, ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern fuhr fort:

— Das ist meine Meinung, die ich niedergeschrieben, unterzeichnet und öffentlich verfochten habe. War sie falsch, so mußte man sie bekämpfen und mich eines Bessern belehren, nicht aber mich beim Despotismus verklagen.

— Man beschuldigt mich ehrgeizigen Strebens; aber seht mich an und urtheilt selbst. Hätte ich nur mein Schweigen wollen erkaufen lassen, ich wäre überschüttet mit Gold, und ich bin arm! Unaufhörlich verfolgt, bin ich aus einem Keller in den andern geflüchtet und habe die Wahrheit selbst auf dem Blocke noch gepredigt.

— Ihr aber öffnet die Augen und, statt eure Zeit mit ärgerlichen Streitereien zu vergeuden, vervollkommnet lieber die Erklärung der Rechte, entwerft die Konstitution und legt die Fundamente zu einer gerechten und freien Regierung, die der wahrhafte Zweck eurer Arbeit ist! —

Man hatte dem seltsamen Menschen allgemeine Aufmerksamkeit geschenkt und die Versammlung, erstarrt über das eben so erschreckende als berechnete System, das tiefste Schweigen beobachtet. Von diesem Schweigen ermuthigt, zollten ihm einige seiner Parteigenossen Beifall; allein sie fanden keine Nachahmung und Marat kehrte zu seinem Platze zurück, ohne daß man ihm weder Beifall noch Entrüstung bezeugte.

Vergniaud, der reinste und einsichtsvollste der Girondisten, glaubte das Wort nehmen zu müssen, um den Unwillen der Versammlung zu erwecken. Er beklagt es, einem Manne antworten zu müssen, der von Dekreten belastet sei. . . . Chabot und Tallien schreien bei diesen Worten dazwischen und fragen, ob er die Dekrete meine, welche das Chatelet gegen ihn entlassen, weil er Lafayette entlarvt. Vergniaud bleibt bei seinem Ausspruch und beklagt es, einem Manne antworten zu müssen, der sich nicht gereinigt von den Dekreten, die auf ihm lasten, einem Manne, der da triefe von Verläumdung, Galle und Blut! — Es entsteht wieder ein Gemurre; aber er fährt mit Festigkeit fort und nachdem er unter den Pariser Deputirten David, Dusaulx und einige andere Mitglieder rühmend erwähnt, nimmt er das berüchtigte Rundschreiben der Kommune zur Hand, welches wir schon oben angeführt und liest es ganz vor. Da dasselbe aber schon bekannt war, machte es nicht so großen Eindruck als ein anderes Beweisstück, welches der Deputirte Boileau vorlas. Es war ein an demselben Tage gedrucktes Blatt von Marat, in welchem dieser sagte: — Ein Gedanke nur quält mich, daß alle meine Anstrengungen, das Volk zu retten, ohne einen neuen Aufstand zu nichts führen werden. Wenn ich sehe, von welchem Schlage die meisten Deputirten des Nationalkonvents sind,

so verzweifle ich an dem öffentlichen Wohle. Sind in den ersten acht Sitzungen die Grundlagen der Konstitution nicht festgestellt, so erwartet nichts weiter von dieser Versammlung. Eine fünfzigjährige Anarchie erwartet euch, aus der ihr nicht anders herauskommt, als durch einen Diktator, der ein wahrer Patriot und Staatsmann ist... O Du plapperndes Volk! Wenn Du zu handeln wüßtest!...

Die Lesung dieses Blattes wurde mehrmals durch den Ausruf des Unwillens unterbrochen. Kaum war sie beendigt, als eine Masse von Mitgliedern losbrachen. Die Einen bedrohen ihn und rufen: Zur Abtei! Unter die Guillotine mit ihm! Andere überhäufen ihn mit Worten der Verachtung. Seine Antwort auf alle Angriffe war nur ein neues Lächeln. Boileau verlangt ein Anklagedekret und der größeste Theil der Versammlung will schon zur Abstimmung schreiten. Marat besteht mit Kaltblütigkeit darauf, gehört zu werden, man will ihn nur vor den Schranken hören. Endlich wird ihm die Rednerbühne eingeräumt. Mit seinem gewöhnlichen Ausdruck erinnert er seine Feinde an den Anstand. Was die Dekrete betreffe, die man ihm ohne Erröthen entgegenhalte, so rechne er sich dieselben zum Ruhme, denn sie seien der Preis seines Muthes. Übrigens habe das Volk ihn bereits von den Dekreten gereinigt und zwischen ihm und seinen Anklägern gerichtet, indem es ihn in diese Volksversammlung geschickt. Was die eben gelesene Stelle betreffe, so wolle er sie nicht abläugnen; — eine Lüge, sagt er, habe ich noch nie auf meine Lippen genommen und die Furcht ist meinem Herzen fremd. Eine Zurücknahme von mir verlangen, heißt, ich solle nicht sehen, was ich sehe, nicht fühlen, was ich fühle und keine Macht unter der Sonne ist im Stande, diesen Umsturz der Gedanken hervorzubringen: für die Reinheit meines Herzens kann ich stehen, doch meine Gedanken kann ich nicht ändern, denn sie sind weiter nichts, als was die Natur der Dinge mir eingiebt. —

Marat benachrichtigt darauf die Versammlung, dieser Artikel sei vor zehn Tagen als Anschlag gedruckt und sein Buchhändler habe

ihn gegen seinen Willen neu aufgelegt; doch er habe in der ersten Nummer seines Journal de la Republique eine neue Darlegung seiner Grundsätze veröffentlicht, mit der die Versammlung gewiß zufrieden sein werde, wenn sie dieselbe hören wolle.

Man willigt wirklich ein, den Artikel lesen zu lassen. Die gemäßigten Ausdrücke, welche Marat in diesem Artikel, überschrieben: „Meine neue Laufbahn,“ gebrauchte, beruhigten die Versammlung, so daß er mit minderer Strenge behandelt wurde und sogar einige Zeichen der Zufriedenheit erhielt. Allein er stieg mit gewohnter Kühnheit wieder auf die Rednerbühne, um, wie er sagte, seinen Kollegen eine Lehre zu geben über die Gefahr, die es bringe, sich zur Voreiligkeit hinreißen zu lassen. — Wäre mein Journal nicht an diesem selben Tage erschienen, so daß es mich von der Schuld reinigen konnte, so blieb man verblendet und schickte mich in das Gefängniß; allein ich habe ein Mittel bei mir, frei zu bleiben — dabei zieht er eine Pistole hervor, die er stets in der Tasche trug, und setzt sie auf seine Stirn — und wenn ihr meine Anklage dekretirtet, so zerschmetterte ich mir hier auf der Rednerbühne das Gehirn. Das war dann die Frucht meiner Arbeiten, Gefahren und Leiden! Aber wohlan, ich bleibe unter euch, um eurer Wuth zu trotzen.“

Bei diesen letzten Worten Marats erwachte aufs neue der Unwille der Versammlung; man rief, er sei verrückt, er sei ein Bösewicht und es entstand ein langer Tumult.

Der Streit hatte mehrere Stunden gedauert; was aber hatte man erfahren? Nichts von dem vorgeblichen Plan der Diktatur und des Triumvirats; aber viel über den Charakter der Parteien und ihre gegenseitige Stärke. Man hatte Danton gesehen in seiner Umgänglichkeit und in seinem guten Willen, wenn man ihn nur nicht seines Benehmens wegen beunruhige, man hatte Robespierre mit seinem galligen Stolz kennen gelernt und Marat, der alles durch seine Verwegenheit und seinen Cynismus in Erstaunen setzte, selbst von seiner Partei zurückgewiesen wurde, doch aber versuchte, die Geister an sein

schreckliches System zu gewöhnen, kurz man hatte alle drei kennen gelernt und gesehen, wie ihnen in der Revolution durch verschiedene Fähigkeiten und Laster das Gelingen zu Theil wurde, wie sie unter einander nicht einig, sich gegenseitig im Stiche ließen und offenbar kein anderes Streben hatten als den natürlichen Hang, Einfluß zu gewinnen, welcher noch kein Plan zur Tyrannei ist. Man verständigte sich mit den Girondisten dahin, den September und seine Schrecknisse zu ächten; man schenkte ihnen die ihrem Talent und ihrer Redlichkeit schuldige Achtung; allein man fand ihre Anklage übertrieben und unklug und konnte sich nicht enthalten, in ihrer Entrüstung persönliche Gereiztheit zu erkennen. Von diesem Augenblicke an theilte sich die Versammlung in eine rechte und linke Seite, ganz wie in den ersten Tagen der Konstituirenden. Auf die rechte Seite begaben sich alle Girondisten und diejenigen, welche wenigstens ihren edlen Unwillen theilten, wenn sie auch nicht persönlich an ihr Schicksal gekettet waren. In der Mitte sammelten sich in beträchtlicher Anzahl alle ehrsamen und friedlichen Deputirten, die weder durch ihren Charakter, noch durch ihr Talent zu einer anderen Theilnahme am Parteienkampf veranlaßt wurden, als der des Abstimmens und nur nach Unberühmtheit und Sicherheit strebten, indem sie sich in der Menge zu verlieren suchten. Ihre bedeutende Anzahl in der Versammlung, die große Achtung, welche man vor dieser noch hegte und das eifrige Streben der Municipal- und Jakobiner-Partei, sich in ihren Augen zu rechtfertigen, alles dies gab ihnen Zuversicht und sie glaubten gern, das Ansehen des Konvents und die Zeit würden genügen, die Bewegung in Schranken zu halten. Es war ihnen ganz recht, die Energie noch zu vertagen und den Girondisten sagen zu können, ihre Anklagen seien zu wenig begründet. Noch zeigten sie sich nur vernünftig und unparteiisch, nur zuweilen etwas eifersüchtig auf die allzu häufige und allzu glänzende Beredtsamkeit der rechten Seite; bald aber sollten sie der Tyrannei gegenüber schwach und feig werden. Man nannte sie die E b e n e, im Gegensatz zum Berge, der linken Seite, auf der die Jakobiner einer

über dem andern saßen. Auf den Stufen dieses Berges sah man die Deputirten von Paris und diejenigen aus den Departements, welche ihre Ernennung den Briefen des Klubs verdankten oder seit ihrer Ankunft für die Idee gewonnen waren, daß man den Feinden der Revolution keinen Pardon geben dürfe. Auch unter ihnen gab es einige ausgezeichnete, aber bestimmte, strenge und positive Geister, denen die Theorien der girondistischen Menschenliebe als leere Abstraktionen mißfielen. Dennoch aber war die Bergpartei noch wenig zahlreich und die mit der rechten Seite vereinigte Ebene bildete eine ungeheure Majorität, welche Pétion den Vorsitz gegeben und, mit Ausnahme der, wie es schien zu voreiligen und wenig begründeten Persönlichkeiten, auch die Angriffe der Girondisten gegen den September billigte (48).

Man war von den gegenseitigen Anklagen der beiden Parteien zur Tagesordnung übergegangen, doch zugleich bei dem gestrigen Dekret geblieben und Dreierlei wurde festgesetzt:

1. von dem Ministerium des Innern einen genauen und treuen Bericht über den Zustand der Stadt Paris zu fordern.
2. einen Gesetzesvorschlag gegen die Anstifter zu Mord und Plünderung zu entwerfen.
3. Maßnahmen zu treffen zur Einberufung einer Wache aus den Departements zum Schutze des Konvents.

Was den Bericht über den Zustand von Paris anlangt, so wußte man schon, mit welcher Energie und in welchem Sinne er würde geschrieben werden, da man denselben Roland aufgetragen. Der Ausschuß zum Entwurf des Gesetzes gegen die Anstifter und zur Bildung einer Wache gab nicht weniger Hoffnung, da er ganz aus Girondisten bestand und Buzot, Lasource und Kersaint in denselben gewählt wurden.

Gegen die beiden letzten Anträge war die Bergpartei am meisten ergrimmt. Sie fragten, ob man das Kriegsgesetz und die Metzeleien auf dem Marsfelde erneuern wollte, ob der Konvent sich Satelliten und

Leibwachen zu bilden gedenke, wie der letzte König. So brachten sie, wie die Girondisten sagten, alle die Gründe wieder zum Vorschein, welche der Hof gegen das Lager bei Paris eingewandt hatte.

Viele Mitglieder der linken Seite und selbst die heftigsten waren, als Mitglieder der Versammlung sehr erzürnt über die Anmaßungen der Kommune und, ausgenommen die Pariser Deputirten, vertheidigte sie Niemand, wenn sie angegriffen wurde, was täglich geschah. Daher folgten sich denn die Dekrete auf das lebhafteste. Da die Kommune zögerte, sich zu erneuen, obgleich ein Dekret die Wiedererwählung aller Verwaltungsbehörden vorschrieb, so befahl man dem ausübenden Rath, für ihre Erneuerung zu sorgen und der Versammlung binnen drei Tagen darüber Bericht zu erstatten.

Eine Kommission von sechs Mitgliedern wurde ernannt, welcher eine Erklärung übergeben werden sollte, von Allen unterzeichnet, welche Sachen ins Stadthaus gebracht und die den Auftrag bekam, sich von dem Vorhandensein dieser Gegenstände zu überzeugen, oder die Anwendung zu prüfen, welche die Municipalität sich erlaubt. Das Departementsdirektorium, welches die Aufstandskommune zu einem bloßen Verwaltungsausschuß gemacht, wurde wieder in seine früheren Befugnisse eingesetzt und bekam auch den alten Titel „Direktorium" zurück. Die Kommunalwahlen zur Ernennung des Maires, der Municipalität und des großen Rathes, bei denen die Jakobiner lautes Stimmen eingeführt, um alle Schwachen einzuschüchtern, wurden wieder geheim gemacht, indem man das bereits bestehende Gesetz bestätigte. Die bereits auf ungesetzliche Art getroffenen Wahlen wurden für ungültig erklärt und die Sektionen ließen sichs gefallen, sie in der vorgeschriebenen Form wieder zu beginnen. Endlich dekretirte man, daß alle ohne Verhaftsbefehl eingesperrten Gefangenen auf der Stelle sollten freigelassen werden. Dies war ein bedeutender Schlag für den Überwachungsausschuß, welcher besonders gegen die Personen erbittert war.

Alle diese Dekrete wurden in den ersten Tagen des Oktobers er-

lassen und die so heftig gedrängte Kommune sah sich genöthigt, der Gewalt der Versammlung nachzugeben. Doch wollte sich der Überwachungsausschuß nicht ohne Widerstand schlagen lassen. Die Mitglieder desselben erschienen vor der Versammlung und sagten, sie kämen, um ihre Feinde der Unwahrheit zu überführen. Da sie Papiere in Händen hätten, welche man bei Laporte, dem Intendanten der Civilliste, gefunden, welcher, wie man sich erinnern wird, von dem Tribunal des 17. August verurtheilt wurde, so wüßten sie jetzt aus einem Briefe, wie viel manches in der vorigen Versammlung erlassene Dekret gekostet habe. Sie kämen, um die Deputirten zu entlarven, welche sich dem Hofe verkauft hätten und die Unechtheit ihres Patriotismus zu beweisen. — Nennt sie, rief die Versammlung voller Entrüstung. — „Noch können wir sie nicht bezeichnen," antworteten die Mitglieder des Ausschusses. Auf der Stelle wurde, um die Verläumdung zu entkräftigen, eine Kommission von vierundzwanzig Deputirten ernannt, die weder in der konstituirenden noch in der gesetzgebenden Versammlung gesessen und die jetzt die Papiere prüfen und darüber Bericht erstatten sollten.

Marat, der Erfinder dieser List, zeigte in seinem Journal an, er habe die Rolandisten, die Ankläger der Kommune mit ihrer eigenen Münze bezahlt und verkündigte die vorgebliche Entdeckung eines Verrathes von Seiten der Gironde. Als aber die Papiere geprüft waren, fand sich keiner der gegenwärtigen Deputirten betheiligt und der Überwachungsausschuß wurde für verläumderisch erklärt. Da die Papiere zu umfangreich waren, als daß die Deputirten sie hätten im Stadthause untersuchen können, brachte man sie in einen Ausschuß der Versammlung. Marat, der sich so reichlichen Stoffes zu seinen gedruckten Anklagen beraubt sah, wurde darüber sehr ergrimmt und behauptete in seinem Journal, man habe die Beweise aller dieser Verräthereien vernichten wollen.

Nachdem die Versammlung so die Übergriffe der Kommune unterdrückt, beschäftigte sie sich mit der vollziehenden Gewalt und ent-

schied, daß die Minister nicht mehr aus ihrer Mitte gewählt werden dürften. Dadurch sah sich Danton genöthigt, zwischen dem Amt eines Justizministers und seiner Stelle in der Versammlung zu wählen. Er zog es, wie Mirabeau, vor, sich die Rednerbühne zu sichern und verließ das Ministerium, ohne von seinen geheimen Ausgaben Rechenschaft abzulegen; er habe diese Rechenschaft, sagte er, bereits im Ministerrath abgelegt; dies war nicht ganz richtig, doch nahm man es nicht so genau und ging darüber hinweg. Als François von Neufchateau sich weigerte an seine Stelle zu treten, wurde Garat Justizminister, ein ausgezeichneter Schriftsteller und geistreicher Ideolog, der sich durch die vortreffliche Redaktion des „Journal de Paris" berühmt gemacht hatte. Servan war ermüdet von einer schwierigen Verwaltung, die zwar nicht für seine Fähigkeiten, wol aber für seine Kraft zu mühsam war und übernahm lieber den Oberbefehl des Beobachtungsheeres, welches man an den Pyrenäen aufstellte. Der Minister Lebrun wurde vorläufig beauftragt, zu dem Portefeuille des Auswärtigen noch das des Krieges zu übernehmen. Endlich reichte auch Roland seine Entlassung ein, da er satt war der Anarchie, die seiner Redlichkeit und unerschütterlichen Ordnungsliebe so sehr zuwider sein mußte.

Die Girondisten machten der Versammlung den Vorschlag, ihn zum Bleiben aufzufordern. Die Bergpartei und vorzüglich Danton, dem Roland vielfach hinderlich gewesen, widersetzten sich diesem Schritt und meinten, er sei der Würde der Versammlung entgegen. Danton beschwerte sich darüber, daß er schwach sei und sich von seiner Frau beherrschen lasse. Dem Vorwurf der Schwäche hielt man den Brief vom 3. September entgegen; man hätte Danton auch nur an den Widerstand erinnern dürfen, den Roland ihm selbst im Rath geleistet. Doch man ging zur Tagesordnung über. Da sowol die Girondisten als alle Wohlgesinnten in ihn drangen, blieb Roland im Ministerium.

— Ich bleibe, schrieb er der Versammlung edel, weil die Verläumdung mich hier angreift, weil Gefahren meiner harren, weil

der Konvent zu wünschen scheint, daß ich bleibe. Es ist zu ruhmvoll, schloß er seinen Brief, daß man mir nichts vorwerfen kann, als meine Vereinigung mit dem Muthe und der Tugend. —

Hierauf theilte sich die Versammlung in verschiedene Ausschüsse; sie bildete einen Überwachungsschuß, bestehend aus dreißig Mitgliedern, einen zweiten für den Krieg, aus vierundzwanzig, einen dritten für die Rechnungen, aus fünfzehn, einen vierten für Kriminal- und Civilgesetzgebung, aus achtundvierzig, einen fünften für das Assignaten-, Münz- und Finanzwesen, aus zweiundvierzig Mitgliedern bestehend. Ein sechster Ausschuß, der wichtiger war als die anderen, wurde mit dem Hauptzweck des Konvents beauftragt, d. h. mit dem Entwurf einer Konstitution. Man bildete ihn aus neun Mitgliedern, die in verschiedener Weise berühmt und fast alle zum Vortheil der rechten Seite gewählt waren. Die Philosophie hatte hier ihre Vertreter in der Person Sieyes', Condorcet's und des Amerikaners Thomas Paine, der erst unlängst zum französischen Bürger und Mitgliede des Nationalkonvents gewählt war. Die Vertreter der Gironde waren Gensonné, Vergniaud, Pétion und Brissot; die der Mitte Barrère und der der Bergpartei Danton. Man ist gewiß erstaunt, diesen so rührigen, aber wenig spekulativen Tribunen in diesem ganz philosophischen Ausschuß zu finden und man sollte glauben, Robespierre hätte sein Charakter, wenn nicht seine Talente diese Rolle eintragen müssen. Es steht fest, daß Robespierre bei weitem mehr nach dieser Auszeichnung strebte und sich tief verletzt fühlte, als sie ihm nicht zu Theil wurde. Man gab Danton den Vorzug, weil sein natürlicher Geist ihn zu allem befähigte und noch kein tiefer Groll ihn von seinen Kollegen trennte. Diese Zusammensetzung des Ausschusses war daran schuld, daß die Arbeit an der Konstitution so lange ausgesetzt blieb.

Nachdem man so für die Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt, für die Einrichtung der ausübenden Gewalt, für die Eintheilung in Ausschüsse und für die Vorarbeiten der Konstitution gesorgt hatte, blieb noch ein letzter Gegenstand und zwar ein sehr wich-

tiger übrig, mit welchem sich die Versammlung jetzt zu beschäftigen hatte: das Geschick Ludwig XVI. und seiner Familie. In der Versammlung hatte man über diesen Punkt das tiefste Schweigen beobachtet, obgleich überall, bei den Jakobinern, in der Kommune, in allen Privathäusern und an allen öffentlichen Orten, nur nicht im Konvent davon gesprochen wurde. Auswanderer waren mit den Waffen in der Hand gefangen genommen und nach Paris geführt, um hier den Kriminalgesetzen gemäß gerichtet zu werden. Bei dieser Gelegenheit erhob sich eine Stimme, die erste, und fragte, ob man nicht, statt sich mit den untergeordneten Schuldigen zu beschäftigen, an die Hauptschuldigen im Tempel denken werde. Die Versammlung antwortete auf dieses Wort nur mit tiefem Schweigen. Barbaroux nahm zuerst das Wort und trug darauf an: bevor man feststelle, ob der Konvent Ludwig XVI. richten werde, solle zunächst entschieden werden, ob er eine richterliche Körperschaft bilde, denn er habe noch andere Verbrecher zu richten als die im Tempel. Bei Anregung dieser Frage spielte Barbaroux auf den Plan an, den Konvent zum außerordentlichen Gerichtshof zu machen, um durch ihn selbst die Aufwiegler und Triumvirn zu richten. Nach einigen Debatten wurde der Vorschlag dem gesetzgebenden Ausschuß überwiesen, damit dieser die Fragen untersuche, welche sich aus ihm ergeben mußten.

Sechzehntes Kapitel.

Stand des Feldzuges gegen Ende Oktober 1792. — Lille von den Österreichern bombardirt; Custine erobert Worms und Mainz. — Fehler unserer Generale. — Schlechte Operationen Custine's. — Die Alpenarmee. Eroberung von Savoyen und Nizza. — Dumouriez kommt nach Paris; sein Verhältniß zu den Parteien. — Einfluß und Einrichtung des Jakobinerklubs. — Zustand der französischen Gesellschaft. — Die Pariser Salons. — Zusammenkunft Marat's und Dumouriez'. Anekdote. — Zweiter Kampf der Gironde und Bergpartei; Louvet klagt Robespierre an; Robespierre's Antwort; die Versammlung giebt der Anklage keine Folge. — Erste Vorschläge in Betreff des Prozesses Ludwig XVI.

Die Kriegsverhältnisse Frankreichs waren jetzt bedeutend anders geworden. Der Oktober war zur Hälfte vorüber und der Feind bereits aus der Champagne und Flandern vertrieben, das fremde Gebiet auf drei Punkten beschritten, nämlich in der Pfalz, in Savoyen und in der Grafschaft Nizza.

Man hat gesehen, wie sich die Preußen aus dem Lager von Lune zurückzogen, die Straße von Argonne wieder einschlugen, die Engpässe mit Todten und Kranken bedeckten und einer völligen Niederlage nur durch die Nachlässigkeit unserer Generale entgingen, von denen jeder ein verschiedenes Ziel verfolgte. Der Angriff des Herzogs von Sachsen-Teschen auf die Niederlande war ebensowenig gelungen. Während die Preußen gegen den Argonner Wald marschirten, wollte dieser Fürst nicht zurückbleiben, sondern glaubte irgend etwas Glänzendes unternehmen zu müssen. Obgleich aber unsre Nordgränze entblößt, so waren doch seine Kräfte nicht viel größer als die unsrigen und er vermochte kaum fünfzehntausend Mann und einen sehr mäßigen Vorrath von Kriegsbedarf zusammenzubringen. Er machte darauf verstellte Angriffe auf unserer ganzen Festungslinie, bewirkte, daß die

Besatzung eines unserer kleinen Lager ausriß und eilte dann plötzlich auf Lille, um eine Belagerung zu versuchen, die den größesten Generalen mit mächtigen Heeren und ansehnlichem Kriegsbedarf nicht gelungen war. Nur die Möglichkeit des Erfolges kann grausame Kriegsunternehmungen entschuldigen. Der Herzog vermochte nur einen Punkt des Platzes anzugreifen und stellte auf dieser Seite Mörserbatterien auf, welche die Stadt sechs Tage hinter einander bombardirten und über zweihundert Häuser in Brand steckten. Man sagt, die Erzherzogin Christine habe gern einem solchen schrecklichen Schauspiele beiwohnen wollen. Wenn dem so ist, so konnte sie doch nur Zeugin sein von dem Heldenmuth der Belagerten und von der unnützen Barbarei der Österreicher. Die Bewohner von Lille widerstanden mit edler Hartnäckigkeit und dachten nicht daran, sich zu ergeben; als daher am 8. Oktober die Preußen Argonne aufgaben, sah sich auch der Herzog Albert genöthigt, Lille zu verlassen. Der General Labourdonnaie, der von Soissons, und Beurnonville, der aus der Champagne zurückkehrte, zwangen ihn, sich schnell von unserer Gränze zu entfernen, und der in ganz Frankrich bekannt gemachte Widerstand der Bewohner von Lille vermehrte nur die allgemeine Begeisterung.

Fast um dieselbe Zeit versuchte Custine in der Pfalz verwegene Unternehmungen, deren Erfolg aber mehr ein augenblicklicher Glanz, als ein sicherer Gewinn war. Er gehörte zum Heere Birons, das den Rhein entlang lagerte und stand mit siebenzehntausend Mann in einiger Entfernung von Speyer. Die große Invasionsarmee hatte sich im Rücken nur schwach gedeckt, als sie ins Innere Frankreichs vordrang. Schwache Abtheilungen deckten Speyer, Worms und Mainz; Custine wurde es gewahr, marschirte gegen Speyer und rückte am 30. September ohne Widerstand ein. Durch diesen Erfolg ermuthigt, drang er am 5. Oktober, ebenfalls ohne Schwierigkeiten, in Worms ein und zwang eine Besatzung von zweitausend siebenhundert Mann, die Waffen zu strecken. Dann nahm er Frankenthal und dachte sogleich an den wichtigen Platz Mainz, das der hauptsächlichste Rück-

zugspunkt für die Preußen war. Diese hatten die Unvorsichtigkeit begangen, nur eine schwache Besatzung in der Festung zurückgelassen. Da Custine nur siebenzehntausend Mann ohne den nöthigen Kriegsbedarf hatte, konnte er eine Belagerung nicht unternehmen; doch er versuchte einen Handstreich. Die Gedanken, welche Frankreich in Aufstand versetzt, bewegten auch ganz Deutschland und besonders die Universitätsstädte. Mainz war eine der letzteren und Custine wußte mit den Einwohnern Einverständnisse anzuknüpfen. Er näherte sich den Mauern, entfernte sich wieder auf die falsche Nachricht von der Ankunft eines österreichischen Heeres, kehrte noch einmal zurück und täuschte den Feind durch schnelle Bewegungen über die Stärke seines Heeres. Im Platze hielt man Berathungen und da der Plan, zu kapituliren, von der französisch gesinnten Partei unterstützt wurde, öffnete man Custine am 21. Oktober die Thore; ausgenommen achthundert Österreicher, welche zum großen Heere zurückkehrten, streckte die ganze Besatzung die Waffen. Die Nachricht dieser Erfolge verbreite sich schnell und machte ungeheures Aufsehen. Allerdings hatten sie nur wenig gekostet und waren, im Vergleich mit der Standhaftigkeit der Einwohner von Lille und der großherzigen Kaltblütigkeit bei Sainte-Menehould, wenig verdienstlich; allein das entzückte, daß man durch sie vom bloßen Widerstand zur Eroberung übergegangen. Bis dahin stand es mit Custine vortrefflich, wenn er nur seine Stellung zu würdigen und den Feldzug durch eine Bewegung zu beendigen gewußt hätte, welche möglich und höchst entscheidend gewesen wäre.

In diesem Augenblick standen die drei Heere Dumouriez', Kellermann's und Custine's, durch ein glückliches Zusammentreffen, in der Art, daß sie die Preußen vernichten und in einem einzigen Marsch die ganze Rheinlinie bis ans Meer erobern konnten. Hätte Dumouriez, einer anderen Idee weniger hingegeben, Kellermann unter seinen Befehlen behalten und die Preußen mit seinen achtzigtausend Mann verfolgt, und Custine, nach einem Zuge rheinabwärts von Mainz nach

Koblenz, sich ihnen in den Rücken geworfen, so würde man sie unvermeidlich erdrückt haben; verfolgte man dann den Lauf des Rheins bis nach Holland, so faßte man hier den Herzog Albert von hinten und nöthigte ihn, entweder die Waffen zu strecken, oder sich durchzuschlagen, und die ganzen Niederlande waren dann erobert. Trier und Luxemburg, die sich in der genannten Linie befanden, mußten nothwendig fallen; dann war alles Frankreich bis an den Rhein und der Feldzug in einem Monate beendigt. An Genie fehlte es Dumouriez nicht, doch seine Gedanken verfolgten einen anderen Plan. Er brannte darauf, nach Belgien zurückzukehren, dachte an weiter nichts, als daran, geradesweges dahin zu ziehen, um Lille zu befreien und dem Herzog Albert die Stirn zu bieten. Er überließ daher Kellermann allein die Verfolgung der Preußen. Auch dieser konnte noch gegen Koblenz vorrücken, wenn er zwischen Luxemburg und Trier hinzog, während Custine ihm von Mainz entgegenkam; allein Kellermann war nicht unternehmend genug, traute seinen Truppen, die ermattet schienen, zu wenig zu und bezog ein Kantonnement in der Umgegend von Metz. Custine seinerseits wollte sich unabhängig machen, und glänzende Streifzüge unternehmen. Er hatte daher keine Lust sich mit Kellermann zu vereinigen und innerhalb der Rheingränze zu bleiben; er dachte daher gar nicht daran, nach Koblenz zu ziehen, und so wurde dieser schöne Plan vernachläßigt, den Jomini, der größeste unserer Kriegsschriftsteller so schön gefaßt und so trefflich entwickelt hat.

Custine war ein Mann von Geist, dabei aber hochfahrend, leicht hingerissen und inconsequent. Sein Hauptstreben war, sich von Biron und jedem anderen General unabhängig zu machen und rings um sich her zu erobern. Wenn er Mannheim nahm, so verletzte er die Neutralität des Kurfürsten von der Pfalz, und das war ihm vom ausübenden Rath verboten; er dachte daher daran, den Rhein im Rücken zu lassen und in Deutschland vorzudringen. Frankfurt am Main schien ihm eine würdige Beute und er beschloß, hinzuziehen. Allein diese handeltreibende, in allen Kriegen neutrale und gegen die Fran-

zosen wohlgesinnte Freistadt verdiente nicht diesen traurigen Vorzug. Da sie gar nicht vertheidigt wurde, war es leicht einzurücken, aber schwer, sich in ihr zu halten und daher überflüssig, sie einzunehmen. Diese Unternehmung konnte daher nur einen Zweck haben, den, Kontributionen einzutreiben und es war durchaus ungerecht, ein Volk zu brandschatzen, welches gewöhnlich neutral geblieben und nur vermöge seiner Gesinnung eine Bedeutung hatte; diese Gesinnung aber verdiente das Wohlwollen Frankreichs, dessen Grundsätzen man in der Freistadt Beifall schenkte und Erfolg wünschte.

Custine beging den Fehler, am 27 Oktober einzurücken. Er trieb Kontributionen ein, verstimmte die Einwohner und machte sie zu Feinden Frankreichs und setzte sich so, indem er sich an den Main warf, der Gefahr aus, vom Rheine abgeschnitten zu werden, entweder von den Preußen, wenn sie stromaufwärts bis Bingen zogen, oder vom Kurfürsten der Pfalz, wenn er seine Neutralität brach und aus Mannheim ausrückte.

Die Nachricht von diesen Einbrüchen in das feindliche Gebiet verursachte in Frankreich große Freude, denn man war erstaunt, zu erobern, nachdem man vor wenigen Tagen noch so gefürchtet, selbst erobert zu werden. Die Preußen waren bestürzt und schlugen eine fliegende Brücke über den Rhein, um am rechten Ufer stromaufwärts zu ziehen und die Franzosen zu vertreiben. Zum Glück für Custine brauchten sie zwölf Tage zum Übergang über den Strom. Durch seine Entmuthigung, durch die Krankheiten und die Trennung von den Österreichern war das Heer auf fünfzigtausend Mann zusammengeschmolzen. Clerfayt folgte mit seinen achtzehntausend Österreichern der Bewegung unserer Truppen nach Flandern und zog dem Herzog Albert zu Hülfe. Das Corps der Auswanderer war entlassen und diese glänzende Soldatenschaar hatte sich entweder der Abtheilung Condé's angeschlossen oder war in fremden Sold getreten.

Während sich diese Ereignisse an der Nord- und Rheingränze zutrugen, errangen wir noch andere Vortheile an den Alpengränzen.

Montesquiou, der bei der Südarmee stand, war in Savoyen eingebrochen und ließ durch einen seiner Offiziere die Grafschaft Nizza besetzen. Dieser General, der in der konstituirenden Versammlung als Staatsmann geglänzt und nicht Zeit gehabt sein Kriegstalent zu zeigen, obgleich man behauptet, daß er ein bedeutendes besaß, war schon einmal, zu großer Lässigkeit angeklagt, vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung beschieden, um sich seines Benehmens wegen zu rechtfertigen. Es gelang ihm, seine Ankläger zu überzeugen, daß nicht Mangel an Eifer, sondern nur Mangel an Mitteln an seiner Zögerung schuld sei und man ließ ihn nach den Alpen zurückkehren. Allein er gehörte zum ersten Geschlechte der Revolution und konnte sich daher mit dem neuen nicht vertragen. Er wurde noch einmal vorgefordert und sollte schon abgesetzt werden, als man endlich seinen Einzug in Savoyen erfuhr. Man verschob die Absetzung und ließ ihn seine Eroberung weiter führen.

Nach dem Plane, welchen Dumouriez entworfen, als er gleichzeitig Minister des Kriegs und des Auswärtigen war und sowol die Diplomaten als den Feldzug zu lenken hatte, sollte Frankreich seine Heere bis zu den natürlichen Gränzen, dem Rhein und der Alpenkette, vorrücken lassen. Zu diesem Zweck mußte es Belgien, Savoyen und Nizza erobern und hatte dabei den Vortheil, bei den natürlichen Prinzipien seiner Politik zu bleiben und zugleich nur die beiden Feinde zu berauben, die es bekriegten, das Haus Österreich und den Hof von Turin. Von diesem Plane, der in Belgien im April verfehlt und von hier nach Savoyen übertragen wurde, wollte Montesquiou seinen Antheil ausführen. Eine Abtheilung übergab er dem General Anselm und befahl ihm, über den Var zu gehen und auf ein gegebenes Zeichen bis Nizza vorzudringen; er selbst marschirte mit dem größeren Theile seines Heeres von Grenoble nach Chambery, ließ die sardinischen Truppen von Saint-Geniès in Schach halten und rückte selbst vom Fort Barroux nach Montmelian, wodurch es ihm gelang, sie zu theilen und in die Thäler zurückzuwerfen. Während seine Offiziere sie

verfolgten, rückte er nach Chambéry und zog hier am 28. September im Triumph ein zur großen Freude der Bewohner, welche als echte Bergbewohner die Freiheit und Frankreich liebten, als Leute, welche dieselbe Sprache reden, dieselben Sitten haben und demselben Ganzen angehören. Sogleich bildete er eine Versammlung von Savoyern, um hier eine Frage zur Berathung zu bringen, die nicht zweifelhaft sein konnte, nämlich die der Vereinigung mit Frankreich.

Zu gleicher Zeit war Anselm mit sechstausend Marseillern, die er sich zur Hülfe erbeten, an den Var gerückt, einen höchst ungleichmäßigen Bergstrom, der, gleich allen vom Gebirge herabkommenden Bächen, bald hoch angeschwollen bald wieder ausgetrocknet ist und nirgend eine feste Brücke duldet. Anselm ging muthig über den Var und besetzte Nizza, das der Graf Saint-André eben verlassen und dessen Behörden ihn dringend gebeten, einzurücken, um die Zügellosigkeiten des Pöbels, welcher schon zu plündern begonnen hatte, im Zaume zu halten. Die sardinischen Truppen warfen sich in die hochgelegenen Thäler; Anselm verfolgte sie, mußte aber vor einem starken Posten, dem von Saorgio, Halt machen, da er die Piemonter von hier nicht vertreiben konnte.

Unterdeß hatte das Geschwader des Admirals Truguet, der seine Bewegungen nach denen des General Anselm einrichtete, die Übergabe von Villafranca erlangt und war dann nach dem kleinen Fürstenthum Oneille gesegelt. In diesem Hafen fanden oft die Seeräuber eine Zuflucht und deshalb war es nicht unzweckmäßig, ihn zu erobern. Als aber ein französisches Boot dem Strande nahete, um zu parlamentiren, schoß man gegen alles Völkerrecht auf dasselbe und tödtete mehrere von unseren Leuten. Jetzt legte der Admiral seine Schiffe quer vor den Hafen, beschoß denselben auf das fürchterlichste und schiffte dann einige Truppen aus, welche die Stadt plünderten und besonders unter den zahlreichen Mönchen ein großes Blutbad anrichteten, da sie, wie es hieß, die Anstifter jenes Treubruchs waren. Das ist die Strenge der Militärgesetze, denen man die unglückliche

Stadt Oneille ohne Barmherzigkeit unterwarf. Nach dieser Unternehmung kehrte das französische Geschwader auf die Höhe von Nizza zurück, wo Anselm, durch das Anwachsen des Var von seinem übrigen Heere getrennt, sich bedeutend gefährdet sah. Wenn er sich jedoch gegen den Posten von Saorgio wohl vorsah und die Bewohner rücksichtsvoller behandelte, so war seine Stellung haltbar und er konnte seine Eroberung bewahren.

Mittlerweile rückte Montesquiou von Chambery nach Genf und stand so der Schweiz gegenüber, welche, gegen Frankreich sehr verschieden gestimmt, in dem Einbruch in Savoyen eine Gefährdung ihrer Neutralität zu sehen behauptete.

Die Ansichten der einzelnen Kantone in Bezug auf uns waren sehr verschieden. Alle aristokratischen Republiken verdammten unsere Revolution, besonders verabscheuete dieselbe Bern mit seinem Schultheis Stinger, um so mehr, da das unterdrückte Waadtland sich nach derselben sehnte. Die schweizerische Aristokratie verlangte, vom Schultheis Stinger und dem englischen Gesandten aufgehetzt, den Krieg gegen uns, machte dabei die Ermordung der Schweizer am 10. August, die Entwaffnung eines Regimentes in Aix und endlich die Besetzung der Engpässe von Porentruy geltend, welche zum Bisthum Basel gehörten und die Biron besetzt hatte, um den Jura zu sperren. Dennoch behielt die gemäßigte Partei das Übergewicht und man beschloß eine bewaffnete Neutralität. Der Kanton Bern war mehr ergrimmt und mißtrauisch, schickte eine Heeresabtheilung nach Nyon und legte, unter dem Vorwande einer Aufforderung der der Genfer Behörden, eine Besatzung in diese Stadt. Nach alten Verträgen durfte Genf im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Savoyen von keiner der beiden Mächte eine Besatzung aufnehmen. Unser Gesandter verließ die Stadt sogleich und auf Antrieb Clavières, den man früher einmal aus Genf verbannt und der deshalb begierig war, die Revolution hineinzuwerfen, befahl der ausübende Rath Montesquiou, für Aufrechterhaltung der Verträge zu

sorgen. Ferner gab man ihm auf, selbst eine Besatzung in die Stadt zu legen, mithin den den Bernern vorgeworfenen Fehler nachzuahmen. Montesquiou sah zunächst ein, daß er gegenwärtig nicht die Mittel besitze, Genf zu nehmen; ferner aber, daß man Frankreich im Osten preisgebe und die rechte Seite unserer Vertheidigungslinie entblöße, wenn man durch Verletzung der Neutralität mit der Schweiz in Krieg gerathe. Er beschloß daher einerseits Genf einzuschüchtern, andererseits aber versuchte er, den ausübenden Rath durch seine Gründe umzustimmen. Er verlangte daher laut den Abzug der Bernischen Truppen und versuchte das französische Ministerium zu überzeugen, daß man mehr nicht verlangen könne. Für den Fall, daß es zum Äußersten käme, war sein Plan, Genf zu bombardiren und in einem kühnen Marsche nach dem Waadtlande zu rücken, um dasselbe zur Revolution zu veranlassen. Genf willigte ein in den Abzug der Bernischen Truppen, unter der Bedingung jedoch, daß Montesquiou sich zehn Lieues zurückziehe, was er auf der Stelle that. In Paris aber tadelte man diese Nachgiebigkeit und Montesquiou war in Carouge, wo ihn die Genfer Verbannten umlagerten, die in ihr Vaterland zurückkehren wollten, der zwiefachen Besorgniß anheimgegeben, Frankreich mit der Schweiz zu entzweien und dem ausübenden Rath, der die verständigsten und politischesten Pläne mißverstand, ungehorsam sein zu müssen. Die durch die Entfernung der Hauptstadt verlängerte Unterhandlung sah gegen Ende Oktober immer noch keinem Abschluß entgegen.

In dieser Lage befanden sich im Oktober des Jahres 1792 unsere Heere von Dunkirchen bis Basel und von Basel bis Nizza. Die Gränze der Champagne war von der großen Invasion befreit. Die Truppen zogen aus dieser Provinz nach Flandern, um Lille zu unterstützen und in Belgien einzufallen. Kellermann bezog Winterquartiere in Lothringen; Custine, der sich von Biron losgemacht und Herr von Mainz war, machte unvorsichtige Züge in der Pfalz und bis an den Main, erfreute Frankreich durch seine Eroberungen, setzte

Deutschland in Schrecken und stellte sich unklugerweise der Gefahr bloß, von den Preußen abgeschnitten zu werden, die am rechten Ufer des Rheins heraufkamen, zwar in dem Zustande kranker und geschlagener Truppen, aber immer noch zahlreich und stark genug, das kleine französische Heer zu umzingeln. Biron lagerte noch immer am Rheine. Montesquiou, der durch den Rückzug der Piemonter jenseit der Alpen Herr von Savoyen geworden und den der Schneefall vor neuen Angriffen schützte, hatte die Frage der schweizerischen Neutralität entweder durch Waffen oder durch Unterhandlungen zu entscheiden. Anselm endlich, der sich Nizza's bemächtigt, konnte, von einem Geschwader unterstützt, trotz der Überschwemmungen des Var und trotz der bei Saorgio stehenden Piemonter in seiner Stellung Widerstand leisten.

Während sich der Krieg aus der Champagne nach Belgien zog, hatte Dumouriez um Erlaubniß gebeten, nur auf zwei oder drei Tage nach Paris zu kommen, um mit den Ministern den Einfall in die Niederlande und den allgemeinen Plan der gesammten Kriegsunternehmungen abzureden. Seine Feinde sprengten aus, er wolle sich nur Beifall holen und verlasse sein Kommando, blos um seine Eitelkeit zu befriedigen. Diese Vorwürfe waren übertrieben, denn durch seine Entfernung wurde sein Oberbefehl keineswegs verhindert und einfache Truppenmärsche konnten auch ohne ihn geschehen. Sein Erscheinen dagegen mußte dem Ministerrath beim Entwurf eines allgemeinen Planes sehr nützlich sein und die so gewöhnliche und, wenn sie der Pflicht keinen Eintrag thut, so verzeihliche Begierde nach Ruhm konnte man ihm wol vergeben.

Am 11. Oktober erschien er in Paris. Seine Stellung mußte ihn in Verlegenheit setzen, denn mit keiner der beiden Parteien konnte er sich gut verständigen. Die Heftigkeit der Jakobiner widerstand ihm und mit den Girondisten hatte er gebrochen, als er sie einige Monate zuvor aus dem Ministerium trieb. Dennoch wurde er in der ganzen Champagne und noch besser in Paris empfangen, beson-

ders von den Ministern, selbst von Roland, der stets allen persönlichen Groll auf die Seite stellte, sobald es sich um das öffentliche Wohl handelte. Am 12. erschien er im Konvent. Kaum war er gemeldet, als schon von allen Seiten Beifall und Zuruf ertönte. Er hielt eine einfache, kräftige Rede, die in aller Kürze den ganzen Feldzug in der Argonne schilderte und sowol seiner eigenen als der Truppen Kellermanns auf das lobendste gedachte. Sein Generalstab überreichte darauf eine den Ausgewanderten abgenommene Fahne und bot sie der Versammlung als ein Zeichen der Vergeblichkeit solcher Päne an. Gleich darauf umringten ihn die Deputirten und man hob die Sitzung auf, um den Glückwünschen freien Lauf zu lassen. Vorzüglich waren es die zahlreichen Deputirten der Ebene, die sogenannten Unparteiischen, die ihm, weil sie ihm weder einen Bruch, noch revolutionäre Lässigkeit vorzuwerfen hatten, die lebhafteste und aufrichtigste Dankbarkeit bezeigten.

Auch die Girondisten blieben nicht zurück, doch konnte man einen Rest von Kälte bei ihnen bemerken und wahrnehmen, daß die Versöhnung nicht ganz aufrichtig sei, mochte nun die Schuld an Dumouriez oder an ihnen liegen. Die Bergpartei, welche ihm eine Zeitlang Anhänglichkeit an Ludwig **XVI.** vorgeworfen und denen er durch sein Betragen, seine Verdienste und seinen hohen Geist den Girondisten nur zu ähnlich schien, wußten ihm wenig Dank für die Gunstbezeugungen von Seiten der Letzteren und schlugen dieselben noch höher an als sie wirklich anzuschlagen waren.

Nach dem Konvent blieb es ihm noch übrig, die Jakobiner zu besuchen, denn ihre Macht war so bedeutend geworden, daß der siegreiche General nicht umhin konnte, ihr seine Huldigung darzubringen. Im Schooße dieses Klubs bildete der gährende Geist alle seine Pläne, hier legte er den Grund zu allen seinen Beschlüssen. Handelte es sich um ein wichtiges Gesetz, um eine bedeutsame politische Frage, um eine große revolutionäre Maßregel, so beeilten sich die Jakobiner, stets allen anderen weit voraus, eine Berathung zu eröffnen und ihre Mei-

nung abzugeben. Unmittelbar darauf verbreiteten sie sich in der Kommune, in den Sektionen, schrieben an alle Tochtergesellschaften und so kam denn ihre Ansicht und ihr Wunsch in der Form einer Adresse oder in der Form einer bewaffneten Bitte von allen Punkten Frankreichs und aus allen Stadtvierteln von Paris zurück. Wenn man im Municipalrath, in den Sektionen und in allen irgend wie anerkannten Versammlungen, aus einem Rest von Scheu vor der Gesetzlichkeit, in irgend einer Frage noch unschlüssig war, so wußten die Jakobiner, welche sich für eben so frei hielten als den Gedanken, den Knoten kühn zu durchhauen und jeder Aufstand war bei ihnen lange Zeit zuvor beschlossen. Über den vom 10. Aug. hatten sie einen ganzen Monat lang berathen. Außer dieser ersten Anregung jeder Frage, maßten sie sich ferner eine unerbittliche Prüfung aller einzelnen Regierungsmaßregeln an. War ein Minister, ein Bureauchef, ein Lieferant angeklagt, so schickten die Jakobiner Kommissarien, ließen sich die Bureaus öffnen und verlangten strenge Rechenschaft, die man ihnen auch ohne Stolz, ohne Verächtlichkeit und ohne Ungeduld ablegte.

Jeder Bürger, der ein Recht zu haben glaubte sich über irgend etwas zu beschweren, brauchte nur in ihrer Gesellschaft zu erscheinen und konnte sicher sein, hier öffentliche Vertheidiger zu finden, die ihm Gerechtigkeit verschafften. Bald sah man hier Soldaten, die sich über ihre Offiziere und Arbeiter, die sich über ihre Lohnherren beschwerten, bald wieder eine Schauspielerin, welche gegen ihren Direktor zu klagen hatte; einmal verlangte sogar ein Jakobiner Genugthuung für Ehebruch, den einer seiner Kollegen mit seiner Frau begangen.

Jeder bemühte sich seinen Namen in das Verzeichniß der Gesellschaft einschreiben zu lassen, um seinen patriotischen Eifer zu beweisen. Fast alle neu in Paris angekommenen Deputirten hatten sich beeilt im Klub zu erscheinen; in einer Woche zählte man ihrer einhundert dreizehn und selbst diejenigen baten um Aufnahme, welche

nicht beabsichtigten den Sitzungen beizuwohnen. Aus den Provinzen fragten die Tochtergesellschaften an, ob die Deputirten ihrer Departements sich hätten aufnehmen lassen und ob sie sich eifrig zeigten. Die Reichen der Hauptstadt bemühten sich dadurch Verzeihung für ihre Wohlhabenheit zu erhalten, daß sie bei den Jakobinern erschienen und die rothe Mütze aufsetzten; ihre Equipagen drängten sich vor dem Eingange dieser Behausung der Gleichheit. Während die große Zahl der Mitglieder den Saal erfüllte und die Tribunen beinahe brachen unter der Last des Volkes, wartete draußen zwischen den Equipagen eine ungeheuere Menge und verlangte mit lautem Geschrei, eingelassen zu werden. Zuweilen wurde die Menge ungeduldig, wenn der in Paris so häufige Regen das Warten noch unangenehmer machte und dann verlangte wol ein oder das andere Mitglied die Zulassung des guten Volkes, welches vor der Thür leiden müsse. Besonders oft hatte dies Marat gethan; wenn die Zulassung bewilligt wurde und zuweilen noch bevor es geschah, überschwemmte sogleich eine unzählige Menge von Männern und Frauen den Sitzungsort der Versammlung und vermischte sich mit den Mitgliedern des Klubs.

Die Versammlungen begannen gegen Abend. Der im Konvent aufgereizte und zurückgehaltene Grimm konnte hier frei zum Ausbruch kommen. Die Nacht, die Menge, alles trug dazu bei, die Köpfe zu erhitzen und oft artete die Sitzung, wenn sie länger dauerte, in einen schrecklichen Tummult aus, aus dem die Volksbeweger für den folgenden Tag den Muth für die verwegensten Unternehmungen schöpften. Dennoch aber war diese in der Demagogie so weit vorgeschrittene Gesellschaft noch immer nicht das, was sie später wurde; noch duldete man vor der Thür die Equipage derer, die herkamen, um die Ungleichheit der Stände abzuschwören.

Einige Mitglieder hatten sich vergeblich bemüht, mit dem Hut auf dem Kopf zu sprechen, sie wurden stets gezwungen, ihn wieder abzunehmen. Brissot war allerdings feierlich ausgeschlossen, aber Pétion

führte noch immer unter lautem Beifall den Vorsitz. Chabot, Collot d'Herbois und Fabre d'Eglantine waren die beliebtesten Redner. Marat schien hier noch fremd und Chabot sagte in der hier gebräuchlichen Sprache, Marat sei ein Stachelschwein, das man nirgend recht anpacken könne.

Dumouriez wurde von Danton empfangen, welcher in dieser Sitzung den Vorsitz hatte. Zahlreicher Beifall empfing ihn, denn als man ihn hier erblickte, verzieh man ihm die beargwohnte Freundschaft der Girondisten. Er sprach einige hier wohl angebrachte Worte und versprach, bevor noch der Monat zu Ende gehe, an der Spitze von sechzigtausend Mann zum Angriff gegen die Könige auszuziehen und die Völker aus der Tyrannei zu retten.

Danton antworte in ähnlichem Style und sagte, er habe sich verdient gemacht, als er die Franzosen im Lager von Sainte-Menehould vereinigt, jetzt aber eröffne sich für ihn eine neue Laufbahn: vor der rothen Mütze, mit der ihn die Gesellschaft beehrt, müsse er die Kronen fallen lassen, so daß sein Name einst unter den schönsten Namen Frankreichs strahle. Darauf nahm Collot d'Herbois das Wort und hielt ihm eine Rede, welche sowol von der Sprache jener Zeit als von der Stimmung, die in Betreff des Generals herrschte, ein treues Bild giebt.

— Nicht ein König, Dumouriez, sondern deine Mitbürger haben dich zum Feldherrn ernannt. Bedenke, daß ein General der Republik nur ihr allein dienen darf. Du wirst von Themistokles gehört haben, welcher Griechenland bei Salamis gerettet: von seinen Feinden verläumdet, sah er sich genöthigt, eine Zuflucht bei den Tyrannen zu suchen. Man machte ihm das Anerbieten, gegen sein Vaterland zu dienen: statt der Antwort stieß er sich sein Schwert durchs Herz. Dumouriez, auch du hast Feinde, auch dich wird man verläumden: denk' an Themistokles!

— Geknechtete Völker erwarten deine Hülfe; du wirst sie bald befreien; welch' eine glorreiche Sendung! . . . Doch mußt du dich

vor übertriebener Großmuth gegen deine Feinde hüten. Den König von Preußen hast du etwas allzu französisch aus dem Lande herausbegleitet . . . Allein wir hoffen, Österreich wird dafür doppelt bezahlen müssen!

— Du willst nach Brüssel, Dumouriez . . . ich will weiter nichts sagen . . . aber wenn du dort ein verfluchtes Weib findest, das sich unter den Mauern von Lille geletzt an dem Anblick glühender Kugeln . . . aber dies Weib wird auf dich nicht warten.

— In Brüssel wird unter deinen Tritten die Freiheit aufblühen, Bürger, Mädchen, Weiber und Kinder werden sich um dich drängen. Welche Seligkeit wirst du genießen! . . . Meine Frau: . . ist auch aus Brüssel, auch sie wird dich umarmen (49). —

Danton verließ darauf mit Dumouriez den Klub; er hatte sich seiner bemächtigt und machte gewissermaßen die Honneurs der Republik. Danton hatte in Paris eine eben so feste Haltung bewiesen als Dumouriez in Sainte-Menehould; daher betrachtete man sie beide als die Retter der Revolution und rief ihnen Beifall überall wo sie sich sehen ließen. Trotz der Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten fühlten sich diese beiden Männer durch einen gewissen Instinkt zu einander hingezogen. Sie waren zwei Männer, die, von der Verderbniß der beiden verschiedenen Zeiten ergriffen, dasselbe Genie und denselben Geschmack am Vergnügen mit einander gemein hatten; doch war ihre Verderbniß eine verschiedene: bei Danton war es die des Volkes, bei Dumouriez die der Höfe; glücklicher aber als sein Kollege, hatte der letztere nur auf edle Weise und mit den Waffen in der Hand gedient, während Danton das Unglück gehabt, einen großen Charakter durch die Septembergrausamkeiten zu beflecken.

Jene glänzenden Salons, in denen die berühmten Männer früher ihres Ruhmes genossen, in denen man während des ganzen letzten Jahrhunderts einem Voltaire, Diderot, D'Alembert, und Rousseau zugehört und Beifall gezollt, diese Salons waren nicht mehr vorhanden. Geblieben war nur die auserwählte Gesellschaft der Madame

Roland, in welcher sich alle Girondisten einfanden, der schöne Barbaroux, der geistvolle Louvet, der ernste Buzot, der glänzende Guadet und der hinreißende Vergniaud und in der noch eine reine Sprache, Unterhaltungen voller Interesse und gewählte gute Sitten herrschten. Hier erschienen zweimal wöchentlich die Minister zu einem Mahle, bei welchem es nur eine Schüssel gab. Das war die neue republikanische Gesellschaft, welche mit der Anmuth des alten Frankreichs den Ernst des neuen verband, die aber bald vor der demagogischen Ungeschliffenheit verschwinden sollte.

Dumouriez wohnte einem dieser einfachen Mahle bei und empfand anfangs zwar einige Gedrücktheit beim Anblick dieser ehemaligen Freunde, welche er aus dem Ministerium vertrieben und dieser Frau, welche ihm zu streng schien, während er ihr allzu frei vorkam; doch wußte er sich mit seiner gewohnten Gewandtheit in diese Lage zu finden und war besonders über die aufrichtige Herzlichkeit Rolands gerührt. Außer der Gesellschaft der Girondisten war die der Künstler die einzige, welche die Zersprengung der ehemaligen Aristokratie überlebt hatte. Fast alle Künstler hatten mit offenen Armen eine Revolution aufgenommen, welche sie an der vornehm herablassenden Verachtung des Adels rächte und dem Genie nur förderlich sein konnte. Auch sie nahmen Dumouriez auf und gaben ihm ein Fest, bei welchem sich alle Talente der Hauptstadt zusammenfanden. Allein ein seltsamer Auftritt sollte dieses Fest unterbrechen und eben so viel Ekel als Erstaunen erregen.

Marat, der stets bereit, dem revolutionären Mißtrauen weit vorauszueilen, war mit dem General nicht zufrieden. Als ein wüthender Ankläger aller Männer, welche die öffentliche Gunst genossen, hatte er stets durch seine Ekel erregenden Schmähungen die Unbeliebtheit der Volkshäupter herbeigeführt. Von ihm wurden Mirabeau, Bailly, Lafayette, Pétion und die Girondisten schon mit Beleidigungen überhäuft, als sie noch im vollen Besitz ihrer Popularität waren. Seit dem 10. Aug. hatte er sich vollends der Zügellosigkeit seines

Geistes hingegeben und obgleich er für alle vernünftigen und ehrsamen Männer eine empörende Erscheinung und selbst für die heftigsten Revolutionärs ein seltsamer Mensch war, so ermuthigte ihn doch von dieser Zeit ab ein beginnender Erfolg. Daher hielt er sich denn gewissermaßen für einen öffentlichen Mann, welcher der neuen Ordnung der Dinge wesentlich nothwendig sei. Einen Theil seines Lebens wandte er dazu an, Gerüchte zu sammeln, sie in seinem Blatte zu verbreiten und sich in alle Bureaus zu begeben, um jedes Unrecht der Verwaltung gegen das Volk wieder gut zu machen. Er beichtete einmal dem Publikum seine Lebensart und sagte in einer seiner Nummern*), seine Arbeiten seien wahrhaft erdrückend; von den 24 Stunden des Tages verwende er nur zwei auf den Schlaf, eine auf die Mahlzeit und häuslichen Sorgen; außer den Stunden, die von seinen Pflichten als Deputirter ausgefüllt seien, brauche er regelmäßig sechs, um die Klagen einer Menge Unglücklicher und Unterdrückter anzuhören und ihr Recht zur Geltung zu bringen; in den übrigbleibenden Stunden lese er eine Menge von Briefen, beantworte dieselben, schreibe seine Bemerkungen über die Ereignisse, höre Anklagen an, versichere sich der Wahrhaftigkeit der Ankläger, schreibe endlich sein Blatt und besorge außerdem den Druck eines großen Werkes. Seit drei Jahren hatte er, wie er sagte, sich keine Viertelstunde Erholung gegönnt: man erbebt, wenn man bedenkt, was ein so zügelloser Geist, dem diese unglaubliche Thätigkeit zu Gebote steht, in einer Revolution alles leisten kann.

Marat wollte in Dumouriez nur einen Aristokraten von schlechten Sitten sehen, dem man mißtrauen müsse. Noch mehr Verdachtsgründe gab ihm die Nachricht, daß Dumouriez mit der größesten Strenge zwei Bataillone Freiwilliger bestraft, welche gefangen ge-

*) Journal de la republique française No. 92., Mittwoch den 9. Januar 1793.

nommene Auswanderer niedergemacht hatten. Sogleich begiebt er sich zu den Jakobinern, verklagt den General von der Rednerbühne aus und verlangt zwei Kommissarien, welche von ihm Rechenschaft für sein Betragen fordern sollen. Man giebt ihm auf der Stelle Montaut und Bentabolle bei und ohne Verzug macht er sich mit diesen auf den Weg. Marat eilt in verschiedene Schauspiele und erfährt endlich, daß Dumouriez einem Feste beiwohne, welches ihm die Künstler beim Fräulein Candeille, einer damals berühmten Dame, gäben. Trotz seines ekelhaften Anzuges trägt Marat keinen Augenblick Bedenken, sich dorthin zu begeben. Als er die Equipagen und Abtheilungen Nationalgarde vor dem Eingange des Festlokales sah, den Kommandanten Santerre, eine Menge von Deputirten und alle Anstalten eines Gastmahles bemerkte, wurde seine üble Laune nur noch mehr gereizt. Er geht ungescheut hinein und fragt nach Dumouriez. Es entsteht eine Art Lärm bei seiner Erscheinung. Kaum ist sein Name ausgesprochen, so verschwinden eine Menge von Gesichtern, die, wie er sagte, seine anklägerischen Blicke flohen; er schreitet gerade auf Dumouriez zu, redet ihn lebhaft an und verlangt von ihm Rechenschaft über sein Verfahren gegen die beiden Bataillone. Der General sieht ihn vom Scheitel bis zur Zehe an und sagt mit verächtlicher Neugierde: — Aha, Sie heißen wol Marat? — Darauf wendet er den Rücken, ohne ihn eines ferneren Wortes zu würdigen. Da jedoch die Jakobiner, welche Marat begleiteten, ruhiger und verständiger aussahen, gab ihnen Dumouriez einige Erklärungen, welche sie befriedigten; aber Marat war keineswegs zufrieden, er macht in den Vorzimmern lautes Geschrei, schimpft auf Santerre, der, wie er sagt, den Bedienten des Generals spiele, predigt gegen die Nationalgarden, die zum Glanze des Festes beitrugen und entfernt sich endlich, indem er allen Aristokraten der Gesellschaft mit seinem Zorne droht. Sogleich eilt er darauf nach Hause, um diese lächerliche Scene in seinem Journal zu beschreiben; sie giebt eine deutliche Vorstellung von der Lage Dumouriez', von der Wuth Marats und von der Sitte dieser Zeit (50).

Obgleich Dumouriez vier Tage in Paris gewesen, hatte er sich doch mit den Girondisten nicht verständigen können, obschon einer derselben, Gensonné, sein vertrauter Freund war. Er begnügte sich, diesem letzteren eine Versöhnung mit Danton anzubieten, da dieser der mächtigste Mann sei und trotz seiner Fehler am besten errathe, was den Wohlgesinnten zumeist förderlich sein könne. Ebensowenig hatte Dumouriez sich mit den Jakobinern verständigt, welche ihm zuwider waren und denen er seiner angeblichen Freundschaft mit den Girondisten wegen verdächtig erschien. Bei den beiden Parteien hatte ihm daher sein Aufenthalt in Paris wenig genützt; nützlicher war er ihm in militärischer Hinsicht gewesen. Er hatte nämlich seiner Gewohnheit gemäß einen allgemeinen Plan entworfen, welchen der ausübende Rath angenommen. Nach diesem Plane sollte sich Montesquiou in den Alpen halten und ihre Hauptkette als Gränze bewahren, zu diesem Behuf Nizza vollends erobern und die Neutralität der Schweizer zu bewahren suchen. Biron sollte verstärkt werden, um den Rhein von Basel bis Landau bewachen zu können. Eine Abtheilung von zwölftausend Mann unter dem Befehle des Generals Meusnier war bestimmt, den Rücken Custine's und seine Verbindungen zu decken. Kellermann hatte Befehl, seine Quartiere zu verlassen, schnell zwischen Luxemburg und Trier nach Koblenz zu ziehen und so das zu thun, was man ihm bereits gerathen und was er und Custine schon längst hätten ausführen sollen. Dumouriez selbst sollte mit achtzigtausend Mann zum Angriff übergehen und das französische Gebiet durch die beabsichtigte Erwerbung Belgiens vermehren. Indem man so auf allen durch die Natur geschützten Gränzen sich auf die Vertheidigung beschränkte, machte man nur an der offenen Gränzseite in den Niederlanden einen kühnen Angriff, da man sich hier, wie Dumouriez sagte, nicht anders vertheidigen konnte als durch gewonnene Schlachten.

Durch Santerre's Ansehen gelang es ihm, zu bewerkstelligen, daß die abgeschmackte Idee eines Lagers bei Paris aufgegeben wurde und

alles was man an Mannschaften, Artillerie und Kriegsvorrath zusammengebracht, nach Flandern ging, um seiner Armee, der es an allem fehlte, zu Gute zu kommen. Ferner wirkte er sich Schuhe, Mäntel und sechs Millionen Geld aus, um den Soldaten die Löhnung auszahlen zu können, bevor er in die Niederlande einrücke, denn später hoffte er selbst für alles sorgen zu können. Am 16. Oktober reiste er ab, über das was man den öffentlichen Dank nennt, etwas enttäuscht, etwas weniger einig mit den Parteien als zuvor und höchstens durch einige militärische Vorkehrungen, die er im ausübenden Rath besprochen, für seine Reise entschädigt.

In dieser Zwischenzeit hatte der Konvent nicht aufgehört gegen die Kommune zu wirken, auf ihre Erneuerung zu dringen und alle ihre Handlungen zu überwachen. Pétion war mit einer Majorität von dreizehntausend achthundert neunundneunzig Stimmen zum Maire ernannt, während Robespierre nur dreiundzwanzig, Billaud-Varennes vierzehn, Panis achtzig und Danton eilf Stimmen erhalten hatte. Doch darf man die Beliebtheit Robespierres und Pétions nach dieser Stimmenzahl nicht abmessen, denn man war gewohnt, in dem einen einen Maire, in dem andern einen Deputirten zu sehen und ließ es sich nicht einfallen, etwas anderes aus jedem von ihnen zu machen; immer aber beweist diese ungeheure Majorität doch die Beliebtheit, deren sich das Oberhaupt der Girondisten noch erfreute. Vergessen darf man nicht, daß Bailly zwei Stimmen erhielt; es war dies eine letzte Anerkennung des edlen Beamten vom Jahre 1789. Pétion war von dem unruhigen Streben der Kommune ermüdet und schlug die Mairestelle aus, der er die Befugnisse eines Konventsdeputirten vorzog.

Die drei in der berühmten Sitzung vom 24. September vorgeschlagenen Hauptmaßregeln waren ein Gesetz gegen die Anstifter der Morde, ein Dekret zur Bildung einer Departementswache und endlich ein genauer Bericht über den Zustand der Stadt Paris. Die beiden ersteren, welche man dem Ausschuß der Neun überwiesen, erregten bei

den Jakobinern, in der Kommune und in den Sektionen ein fortwährendes Geschrei. Nichts destoweniger setzte der Ausschuß der Neun seine Arbeiten fort und aus verschiedenen Departements, unter anderen aus Marseille und Calvados erschienen wie vor dem 10. Aug. mehrere Bataillone aus freien Stücken und kamen so dem Dekret zuvor. Roland, den man beauftragt, den Bericht über den Zustand der Hauptstadt zu entwerfen, that es ohne Schwäche und mit der strengsten Wahrheitsliebe. Er schilderte und entschuldigte die unvermeidliche Verwirrung des ersten Aufstandes, zeichnete aber die Verbrechen, welche der 2. September zu der Revolution vom 10. Aug. hinzugefügt, mit scharfen Strichen und mißbilligte sie auf das entschiedenste: er stellte die Übergriffe der Kommune, den Mißbrauch ihrer Gewalt, ihre willkürliche Einkerkerung und ihre ungeheure Verschwendung dar und schloß mit den Worten:

— Das Departement ist einsichtsvoll aber schwach, die Kommune thätig und despotisch, das Volk ausgezeichnet, allein der gesunde Theil desselben wird eingeschüchtert oder gezwungen, während der andere von Schmeichlern bearbeitet, von Verläumdern aufgehetzt wird; die Gewalten sind in Verwirrung, die Behörden werden gemißbraucht oder verachtet, die öffentliche Macht ist durch das schlechte Kommando sehr schwach oder vielmehr gänzlich unbedeutend geworden; da habt ihr Paris *). —

Sein Bericht wurde von der gewöhnlichen Majorität mit lautem Beifall aufgenommen, obschon während der Lesung manches Murren auf der Seite des Berges laut geworden. Große Aufregung verursachte der Brief eines Privatmannes an einen Beamten, welchen dieser dem ausübenden Rath mittheilte und der den Anschlag zu einem neuen 2. September gegen einen Theil des Konvents entschleierte. Ein Satz in diesem Briefe, der sich auf die Verschwörer bezog, lautete: „sie wollen nur von Robespierre reden hören.“ Bei diesen Worten richten

*) Sitzung vom 29. Oktober.

sich alle Blicke auf den Genannten; die einen bezeugen ihm Entrüstung, die anderen fordern ihn auf, das Wort zu nehmen; er that es und widersetzte sich dem Druck des Roland'schen Berichtes, den er eine verläumderische Erfindung nannte, welche man nicht früher veröffentlichen dürfe, bevor die in ihm Angeklagten und besonders er gehört seien. Dann ließ er sich über alles aus, was ihn persönlich betraf und begann sich zu rechtfertigen; allein bei dem Geräusch, welches im Saale herrschte, konnte er sich kein Gehör verschaffen.

— Sprich! sagte Danton, sprich! hier sitzen gute Bürger, die dir zuhören werden. — Endlich gelingt es Robespierre, den Lärm zu beherrschen, er beginnt seine Vertheidigung aufs neue und fordert seine Gegner heraus, ihn offen anzuklagen und auch nur einen einzigen positiven Beweis gegen ihn vorzubringen. Bei dieser Herausforderung, springt Louvet auf: — Ich, ruft er, ich will dich anklagen — und dabei war er schon am Fuß der Rednerbühne, zu der auch Barbaroux und Rebecqui ihm folgten, um seine Anklage zu unterstützen. Robespierre ist bei diesem Anblick bewegt und sein Gesicht entfärbt sich; er verlangt, man solle erst seine Ankläger und dann ihn selbst hören. Danton tritt nach ihm auf die Rednerbühne, beklagt sich über die systematische Verläumdung der Kommune und der Pariser Deputirten und wiederholt in Betreff Marats, welcher die Hauptursache aller Anklage war, was er bereits erklärt hatte, daß er ihn nicht liebe, daß er sein vulkanisches und ungeselliges Temperament kennen gelernt und daß daher jeder Gedanke an ein Triumvirat abgeschmackt sei. Er schloß mit dem Antrage, man möge einen Tag zur Erörterung dieses angeblichen Planes festsetzen. Die Versammlung dekretirt den Druck, doch vertagt sie die Vertheilung an die Departements auf so lange, bis man Louvet und Robespierre werde gehört haben.

Louvet war voll Verwegenheit und Muth, seine Vaterlandsliebe war aufrichtig; aber an seinem Hasse Robespierre's hatte oft der Groll Antheil, welcher aus ihrem persönlichen Kampf bei den Jako=

binern herrührte, der in der „Sentinelle" fortgesetzt, in der Wahlversammlung erneuert und noch heftiger geworden war, seitdem sein eifersüchtiger Nebenbuhler ihm im Konvent gegenüberstand. Mit einer ungeheuren Heftigkeit des Charakters verband Louvet eine romantische und leichtgläubige Phantasie, welche ihn irre führte und ihn Einverständnisse und Anschläge sehen ließ, wo weiter nichts als die natürliche Wirkung der Leidenschaften vorlag. Er glaubte an seine Vermuthungen und wollte seine Freunde zu demselben Glauben zwingen. Allein er stieß an der gesunden Kaltblütigkeit Pétions und Rolands und in der unrührbaren Unparteilichkeit Vergniauds auf einen Widerstand, der ihn in Verzweiflung setzte.

Buzot, Barbaroux und Guadet waren zwar nicht so leichtgläubig, argwöhnten auch nicht so verwickelte Verschwörungen, glaubten aber dennoch an die Schlechtigkeit ihrer Gegner und unterstützten die Angriffe Louvets theils aus Entrüstung, theils, weil ihr Muth sie dazu antrieb. Salles, der Deputirte der Meurthe, ein hartnäckiger Feind der Anarchisten in der konstituirenden Versammlung und im Konvent, ein Mann von düsterm und heftigem Geiste, war der Einzige, der sich Louvets Einflüsterungen ganz zugänglich zeigte und gleich ihm an umfassende Verschwörungen glaubte, die in der Kommune angezettelt seien und deren Endfäden bis ins Ausland hineinreichten. Als begeisterte Freunde der Freiheit konnten Louvet und Salles unmöglich ihr alle diese Übel zuschreiben und glaubten daher lieber, die Bergpartei und besonders Marat ständen im Solde der Auswanderer und Englands und sie seien bezahlt, um die Revolution zum Verbrechen, zur Ehrlosigkeit und zur allgemeinen Verwirrung fortzutreiben. Nicht so gewiß waren sie ihrer Sache in Bezug auf Robespierre, doch sahen sie in ihm einen von Herrschsucht und Ehrgeiz verzehrten Tyrannen, der vermöge aller möglichen Mittel nach der obersten Gewalt strebe.

Da Louvet entschlossen war, Robespierre kühn anzugreifen und ihm keine Ruhe zu lassen, hielt er seine Rede bereit und hatte sich an

dem Tage, als Roland seinen Bericht abstatten sollte, schon vorgesehen; so war er vollständig vorbereitet, die Anklage auszuführen, als man ihm das Wort gab. Er nahm es sogleich und zwar unmittelbar nach Roland.

Schon waren die Girondisten geneigt, die Ereignisse falsch zu beurtheilen und verbrecherische Anschläge zu argwöhnen, wo weiter nichts im Spiele war, als die hingerissene Leidenschaft. Für den leichtgläubigen Louvet aber war die Verschwörung noch viel offenbarer und unzweifelhafter verabredet. In der wachsenden Heftigkeit der Jakobiner, in dem Erfolg, den Robespierre's geschraubtes Wesen im Jahre 1792 bei ihnen errungen, sah er nur ein von dem herrschsüchtigen Tribunen geschmiedetes Komplot. Er stellte ihn dar, wie er sich mit Trabanten umringe und diesen seine Gegner preisgebe; wie er sich zum Gegenstand einer abgöttischen Verehrung gemacht; wie er vor dem 10. Aug. überall ausgesprengt, nur er allein könne die Freiheit und Frankreich retten; wie er sich, als der 10. Aug. erschienen, im Finstern versteckt und erst zwei Tage nach der Gefahr zum Vorschein gekommen; wie er dann trotz seines Versprechens, niemals eine Stelle anzunehmen, gerades Weges in die Kommune gegangen und sich eigenmächtig auf das Bureau des großen Rathes gesetzt; wie er sich hier einer verblendeten Bürgerschaft bemächtigt, sie nach Belieben zu allen Excessen angetrieben; wie er in ihrem Namen erschienen, um die gesetzgebende Verwaltung zu schmähen und unter Androhung der Sturmglocke Dekrete von ihr zu verlangen; wie er, ohne selbst jemals zu erscheinen, die Septembermorde und Raube angeordnet, um die Municipalgewalt durch Schrecken aufrecht zu erhalten; wie er ferner Sendlinge in ganz Frankreich umhergeschickt, welche zu demselben Verbrechen gerathen und die Provinzen aufgefordert, die Oberhoheit und Herrschaft der Stadt Paris anzuerkennen.

— Robespierre, setzte Louvet hinzu, der die Volksvertretung aufhebe, um an ihre Stelle die Kommune zu setzen, über welche er verfügte, und uns die Regierung von Rom zu geben, wo unter dem

Namen von Municipien die Provinzen der Oberhoheit der Hauptstadt unterworfen waren, dadurch Herr von Paris, wäre er es bald von ganz Frankreich geworden und dann auf den umgestürzten Thron gestiegen. Als er aber die Zusammenkunft einer neuen Versammlung herannahen sah, ging er aus dem großen Rath in die Wahlversammlung und lenkte die Wahl durch Schrecken, um durch die Pariser Deputirten den Konvent beherrschen zu können. —

Robespierre war es nach seiner Meinung, welcher den Wählern jenen Blutmenschen empfohlen, dessen mordbrennerische Schriften ganz Frankreich mit starrem Entsetzen erfüllten. Dieser Büchersudler, mit dessen Namen er seine Lippen nicht beflecken wolle, sei nur ein vorgeschobener Posten des Meuchelmordes, da er zur Predigt des Verbrechens und zur Verläumdung der reinsten Bürger mit einem Muthe ausgerüstet sei, welcher dem hinterlistigen Robespierre abgehe. Danton schloß Louvet von seiner Anklage aus und zeigte sich sogar verwundert, daß derselbe die Rednerbühne bestiegen, um einen Angriff zurückzuweisen, der nicht auf ihn gerichtet sei. Von den Septembergräueln aber schloß er ihn nicht aus, weil in jenen unseligen Tagen, als alle Behörden, die Versammlung, die Minister, der Maire vergebens gesprochen, um dem Morden Einhalt zu thun, der Justizminister allein geschwiegen; weil endlich in den berüchtigten Anschlagezetteln er allein ausgenommen sei von den Verläumdungen, die man gegen die lautersten Bürger ausgesprengt. — O könntest du, rief Louvet, könntest du, Danton, in den Augen der Nachwelt dich reinwaschen von diesen schändenden Ausnahmen! — Lauter Beifall begleitete diese eben so edeln als unvorsichtigen Worte.

Zwar erhielt diese Anklage fortwährenden Beifall, doch wurde sie auch viel bemurrt; die Unzufriedenen aber hielt ein Wort zurück, das man in ihrer Sitzung oft wiederholt hatte: — Sichern sie mir Schweigen zu, hatte Louvet zum Präsidenten gesagt, denn ich will den wunden Fleck berühren und man wird schreien. — Nur zu, hatte

Danton darauf gesagt, berühre nur den wunden Fleck. So oft jetzt gemurrt wurde, rief man: Ruhig, ruhig, ihr Verwundeten!

Louvet faßt endlich seine Anklage kurz zusammen. — Robespierre, ruft er, ich klage dich an, daß du die lautersten Bürger verläumdet und es gethan in einer Zeit, als Verläumdungen Achtserklärungen waren; ich klage dich an, daß du dich selbst zu einem Gegenstande der Abgötterei gemacht und ausgesprengt hast, du seiest der einzige Mann, der fähig, Frankreich zu retten; ich klage dich an, daß du die Volksvertretung herabgesetzt, beleidigt und befeindet, daß du die Wählerversammlung in Paris tyrannisch beherrscht hast und gestrebt nach der obersten Gewalt auf dem Wege der Verläumdung, der Gewaltthätigkeit und des Schreckens: ich trage an, daß ein Ausschuß niedergesetzt wird, um dein Benehmen zu beurtheilen. — — Louvet schlägt ein Gesetz vor, das Jeden zur Verbannung verurtheilt, welcher aus seinem Namen eine Ursache der Spaltung zwischen den Bürgern gemacht habe. Er verlangt, daß der Ausschuß der Neun zu den Maßregeln, die er eben jetzt berathe, noch eine neue hinzufüge, nämlich die, dem Minister des Innern die bewaffnete Gewalt zur Verfügung zu stellen. — Endlich, sagt er, verlange ich noch auf der Stelle ein Anklagedekret gegen Marat . . . Ihr Götter! ruft er, ich habe ihn doch genannt. —

Robespierre will das Wort nehmen, obgleich er ganz betäubt ist von dem Beifall, der seinem Gegner zu Theil geworden. Sein Auftreten erregt Lärm und Murren, er zaudert, sein Gesicht ist bleich, seine Stimme zittert; dennoch erlangt er Gehör und fordert eine Frist, um sich auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Die Frist wird ihm bewilligt und die Vertheidigung auf den 5. November vertagt, was für den Angeklagten ein großes Glück war, denn die Versammlung war heute, von Louvet angeregt, lebhaft gegen ihn entrüstet.

Abends herrschte großer Lärm bei den Jakobinern, wo man alle Sitzungen des Konvents controlirte. Eine Menge von Mitgliedern eilen

wie außer sich herbei, um das abscheuliche Benehmen Louvets zu berichten und seine Ausstoßung zu verlangen; er hatte die Gesellschaft verläumdet, Danton, Santerre, Robespierre und Marat beschuldigt, eine Anklage gegen die beiden letzteren verlangt, blutige Gesetze, Beschränkungen der Preßfreiheit und endlich den Athenischen Ostrazismus vorgeschlagen. Legendre sagte, es sei ein vorbereiteter Schlag gewesen, da Louvet seine Rede bereit gehalten und Rolands Bericht offenbar keinen anderen Zweck gehabt habe als den, diesen Umtrieben einen Anlaß zu geben.

Fabre d'Eglantine beschwert sich, daß das Ärgerniß täglich größer werde und man sich eine Tugend daraus mache, Paris und die Patrioten zu verläumden. — Man bringt, sagt er, kleinliche Vermuthungen mit kleinlichen Anläßen in Verbindung, um daraus eine ungeheure Verschwörung herzuleiten, von der man aber weder sagen will, wo sie stecke, noch wer ihre Anstifter und welches ihre Mittel seien. Wenn es einen Mann gäbe, der Alles mit angesehen, Alles sowol in der einen als in der andern Partei zu würdigen verstünde, so steht nicht zu bezweifeln, daß ein solcher Mann sehr geeignet wäre, die Wahrheit zur Anerkennung zu bringen, falls er nur ihr Freund ist. Ein solcher Mann ist Pétion. Zwingt seine Tugend Alles zu sagen was er gesehen hat, und sich über die den Patrioten zum Vorwurf gemachten Verbrechen auszusprechen. Mag er seinen Freunden auch noch so geneigt sein, ich wage es zu behaupten, daß ihn die Intriguen nicht verdorben haben. Pétion ist stets lauter und aufrichtig; er wollte heute reden, zwingt ihn, sich auszusprechen (51).

Merlin widersetzt sich dem Ansinnen, Pétion zum Richter zwischen Robespierre und Louvet zu machen, denn es hieße die Gleichheit verletzen, wenn man einen Bürger zum obersten Richter anderer einsetze. — Ohne Zweifel ist Pétion achtungswerth; wenn er aber auf einen Abweg gerathen wäre? Ist er nicht ein Mensch? Ist Pétion nicht Brissots und Rolands Freund und empfängt er nicht bei sich

Lasource, Vergniaud und Barbaroux und alle die Ränkemacher, welche die Freiheit gefährden? —

Fabres Antrag wird aufgegeben; Robespierre der Jüngere nimmt das Wort, spricht in einem kläglichen Tone, wie früher in Rom die Verwandten der Angeklagten, seinen Schmerz aus und bedauert es, nicht auch verläumdet zu sein, wie sein Bruder. — Dies ist ein Augenblick großer Gefahr, sagt er, denn das ganze Volk steht nicht auf unserer Seite. Nur die Bürger von Paris sind zur Genüge aufgeklärt, die anderen sind es nur halb . . . es sollte also möglich sein, daß am Montage die Unschuld unterliegt! . . . Hat nicht der Konvent die lange Lüge Louvets bis zum Schlusse angehört? Bürger, ruft er, ich habe einen großen Schreck gehabt, denn es schien mir, daß Meuchelmörder meinen Bruder erdolchen wollten. Ich habe mehrere Männer sagen hören, er solle von ihrer Hand sterben und ein anderer meinte, er wolle sein Henker sein. — Bei diesen Worten erheben sich mehrere Mitglieder und erklären, daß auch sie bedroht seien und zwar von Barbaroux, Rebecqui und mehreren Bürgern auf den Tribunen; die, welche sie bedrohten, hätten gesagt: man muß sich Marats und Robespierre's entledigen. Man umringt Robespierre den Jüngeren, verspricht ihm, über seinen Bruder zu wachen und beschließt, daß Jeder, der in den Departements Freunde oder Verwandte habe, ihnen schreiben solle, um die öffentliche Meinung aufzuklären. Als Robespierre der Jüngere die Tribune verließ, konnte er es nicht unterlassen, noch eine Verläumdung zum Besten zu geben. Anacharsis Klootz, sagte er, habe ihm versichert, daß er täglich bei Roland mit dem Föderalismus Lanzen breche.

Jetzt trat der wilde Chabot auf. Was ihn in der Rede Louvets zumeist verletzt, war, daß dieser den 10. August sich und seinen Freunden, den 2. September aber zweihundert Meuchelmördern zugeschrieben. — Ich, sagte Chabot, ich erinnere mich noch, daß ich am Abend des 9. August mich an die Herren von der rechten Seite wandte, um ihnen den Aufstand vorzuschlagen und daß statt der Antwort ein

Lächeln um ihre Lippen zuckte. Ich kann daher nicht einsehen, welches Recht sie haben, den 10. Aug. sich zuzuschreiben. Was den 2. September betrifft, so ist der Anstifter desselben dasselbe Volk, welches wider ihren Willen den 10. Aug. herbeigeführt und das sich nach dem Siege rächen wollte. Louvet behauptet, nur zweihundert Meuchelmörder seien dabei betheiligt gewesen, ich aber versichere, daß ich mit den Kommissarien der gesetzgebenden Versammlung unter zehntausend gekreuzten Schwertern hingegangen bin. Unter ihnen habe ich mehr als hundertundfünfzig Föderirte erkannt. In Revolutionen giebt es keine Verbrechen. Der so vielfach angeklagte Marat wird nur wegen revolutionärer Thatsachen verfolgt; heute klagt man Marat, Danton und Robespierre an, morgen werden Santerre, Chabot, Merlin u. s. f. an die Reihe kommen. — Von diesen verwegenen Worten aufgeregt, that ein Föderirter, welcher der Sitzung beiwohnte, was bisher noch Niemand zu thun gewagt: er erklärt, er sei mit einer beträchtlichen Anzahl von Kameraden in den Gefängnissen thätig gewesen, habe aber geglaubt, nur Verschwörer und Falschmünzer zu erwürgen und Paris vor Mord und Brand zu beschützen; er danke der Gesellschaft für das Wohlwollen, welches sie ihnen allen bezeuge; sie gingen schon morgen zum Heere ab und bedauerten nur eines: die Patrioten in so großer Gefahr zurückzulassen. Diese schändliche Erklärung beschloß die Sitzung. Robespierre war nicht zugegen gewesen, erschien auch in der ganzen Woche nicht, da er mit seiner Vertheidigung zu thun hatte und wünschte, daß seine Parteigenossen die öffentliche Meinung günstig für ihn stimmen möchten. Während dieser Zeit beharrte die Kommune von Paris bei ihrem Benehmen und ihrem bisherigen Systeme. Man behauptete, sie habe aus der Kasse Septeuil's, des Schatzmeisters der Civilliste, gegen zehn Millionen entwandt; in diesem Augenblick verbreitete sie einen Antrag in den achtundvierzig Municipalitäten, welcher gegen den Plan einer Konventswache eingereicht werden sollte. Auch Barbaroux brachte vier furchtbare Dekrete in Vorschlag, welche vortrefflich abgefaßt waren.

Nach dem ersten sollte die Hauptstadt das Recht verlieren, die Volksvertretung in ihrer Mitte zu sehen, sobald sie dieselbe nicht gegen Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen vermöge.

Nach dem zweiten sollten die Föderirten und Gensdarmen der Nationalgarde, in Verbindung mit den bewaffneten Sektionen von Paris, die Volksvertretung und alle öffentlichen Anstalten bewachen.

Nach dem dritten sollte sich der Konvent als Gerichtshof konstituiren, um die Verschwörer zu richten.

Durch das vierte endlich entsetzte der Konvent die Pariser Municipalität.

Diese vier Dekrete waren den Umständen vollkommen angemessen und stimmten zur augenblicklichen Gefahr; allein um sie zu erlassen, hätte man bereits der ganzen Gewalt bedurft, welche erst aus diesen Dekreten hervorgehen konnte. Um sich energische Mittel zu verschaffen, muß man energisch sein und jede gemäßigte Partei, welche eine heftige Partei aufhalten will, bewegt sich in einem fehlerhaften Kreise, aus welchem sie nicht herauskommen kann. Da die Majorität den Girondisten geneigt war, so hätte sie ohne Zweifel vermocht, die Dekrete zu erlassen; allein was sie denselben geneigt machte war ja eben ihre Mäßigung und diese Mäßigung selbst rieth zum Warten, zum Zeit gewinnen, zum Denken an die Zukunft und mußte jedes allzu energische Mittel von sich weisen. Die Versammlung wies sogar ein viel weniger strenges Dekret zurück, das erste nämlich von jenen, deren Abfassung man dem Ausschuß der Neun überwiesen hatte. Buzot schlug es vor und es bezog sich auf die Anstifter zu Mord und Brand. Jede direkte Aufforderung dazu sollte mit dem Tode, jede indirekte mit zehnjährigem Gefängniß bestraft werden. Die Versammlung fand die direkte Aufforderung zu streng bestraft und die indirekte zu unbestimmt umgränzt und zu schwer mit dem Gesetz zu erreichen. Vergebens sagte Buzot, man müsse revolutionäre, mithin willkürliche Maßregeln anwenden gegen die Gegner, die man zu bekämpfen habe; er fand kein Gehör und konnte es auch nicht finden bei

einer Majorität, die ja selbst die heftige Partei wegen ihrer revolutionären Maßregeln verdammte, mithin wenig geneigt sein konnte, sie selbst in Anregung zu bringen. Man vertagte das Gesetz und der zur Aufrechthaltung der Ordnung eingesetzte Ausschuß der Neun wurde dadurch beinahe überflüssig.

Etwas mehr Energie aber zeigte die Versammlung, wo es sich darum handelte, die Übergriffe der Kommune zurückzuweisen, denn hier schien sie ihr Ansehen mit einer Art von Eifersucht und Kraft zu vertheidigen. Der große Rath der Kommune war wegen jener Petition gegen eine Departementswache vorgefordert und erschien, um sich zu rechtfertigen. Er sei, sagte er, nicht mehr derselbe, wie am 10 August. Allerdings hätten sich unter seinen Mitgliedern einige Pflichtvergessene gefunden und man habe Recht gethan, sie anzuklagen, allein jetzt seien dieselben nicht mehr im Rathe. „Verwechselt ja nicht die Unschuldigen und Strafbaren. Gebt uns das Vertrauen zurück, dessen wir bedürfen, wir wollen dem Konvent die Ruhe verschaffen, die er bedarf, um gute Gesetze zu geben. Was die Absonderung dieser Bittschrift betrifft, so sind es die Sektionen, welche sie verlangt haben, wir aber nur ihre Beauftragten; man soll sie jedoch auffordern, davon abzustehen."

Diese Unterwürfigkeit entwaffnete die Girondisten selbst und auf Gensonne's Antrag wurde dem Senat die Ehre der Sitzung bewilligt. Diese Gelehrigkeit der Verwalter war wol geeignet, den Stolz der Versammlung zu befriedigen, nicht aber dazu, die wahre Stimmung von Paris umzuändern. Je näher der 5. November kam, der Tag, welchen man bestimmt, um Robespierre zu hören, desto größer wurde die Unruhe. Am Vorabende dieses Tages gab es Aufläufe, die aus verschiedener Gesinnung hervorgingen. Mehrere Rotten durcheilten Paris und die einen riefen: Unter die Guillotine mit Robespierre, Danton, Marat! Die andern: In den Tod mit Roland, Lasource und Guadet! Bei den Jakobinern beschwerte man sich darüber, erwähnte aber nur das Geschrei gegen Robespierre, Danton und Ma-

rat. Man gab dies Geschrei Dragonern und Föderirten schuld, welche damals dem Konvent noch ergeben waren. Robespierre der Jüngere stieg wieder auf die Rednerbühne, klagte über die Gefahren der Unschuld und wies einen Versöhnungsplan zurück, den ein Mitglied der Gesellschaft vorgeschlagen. Die Gegenpartei, sagte er, sei entschieden feindlich gegen die Revolution gesinnt und man dürfe daher mit ihr weder Vertrag noch Frieden schließen; ohne Zweifel werde die Unschuld bei diesem Kampfe unterliegen, allein es sei nöthig, daß sie sich zum Opfer bringe und daß man Maximilian Robespierre unterliegen lasse, da der Untergang eines einzigen Mannes noch nicht den der Freiheit nach sich ziehen werde. Alle Jakobiner zollten dieser edlen Gesinnung ihren Beifall und versicherten Robespierre den Jüngeren, er habe nichts zu fürchten, sein Bruder werde nicht umkommen.

Ganz entgegengesetzte Klagen wurden in der Versammlung laut, wo man das Geschrei gegen Roland, Lasource und Guadet anklagte. Roland beklagte sich über seine vergeblichen Bemühungen bei dem Departement und der Kommune die bewaffnete Macht zu seiner Verfügung zu erhalten. Man sprach viel, man machte sich gegenseitig Vorwürfe und der Tag verging, ohne daß man einen Beschluß faßte.

Am folgenden Tage, dem 5. November, erschien endlich Robespierre auf der Rednerbühne.

Der Zulauf war allgemein und mit Ungeduld wartete man auf das Ergebniß dieser ernsten Erörterung. Robespierre's Rede war umfangreich und sorgfältig ausgearbeitet. Er antwortete auf Louvets Beschuldigungen Alles, was man auf ähnliche Beschuldigungen zu antworten pflegt. — Sie klagen mich an, sagte er, ich strebe nach der Tyrannei, allein es bedarf mancher Mittel, um sie zu erlangen: wo sind meine Schätze, meine Herren? Sie behaupten, ich hätte bei den Jakobinern das Gebäude meiner Macht errichtet, allein was beweist das? Weiter nichts, als daß man mich dort lieber hörte, daß ich mich vielleicht zweckmäßiger an die Einsicht der Gesellschaft wandte, als Sie und daß Sie hier nur ihre verletzte Eigenliebe rächen wollen. Sie be-

haupten, diese berühmte Gesellschaft sei entartet; allein tragen Sie einmal auf ihre Anklage an, so will ich die Vertheidigung übernehmen und wir werden sehen, ob Sie glücklicher und überzeugender sind, als Leopold und Lafayette. Sie behaupten, erst zwei Tage nach dem 10. August sei ich in der Kommune erschienen und hätte mich selbst auf dem Büreau festgesetzt. Zunächst war ich nicht früher hingerufen und als ich vor dem Büreau erschien, geschah es nicht, mich in demselben festzusetzen, sondern nur, um meine Vollmachten prüfen zu lassen. Sie sagen ferner, ich habe die Versammlung geschmäht und ihr mit der Sturmglocke gedroht; die Sache ist unrichtig. Jemand, der neben mir saß, gab mir die Schuld, ich zöge die Sturmglocke; ich antwortete ihm, nur diejenigen seien die Sturmglöckner, die durch Ungerechtigkeit die Gemüther erbitterten und einer meiner Kollegen, der nicht so viel Zurückhaltung beobachtete, setzte hinzu, man würde zum Sturm läuten. Das ist die einzige Thatsache, auf welche mein Ankläger seine Fabel gebaut hat. In der Wählerversammlung habe ich das Wort genommen, aber das war gestattet; ich habe manche Bemerkung gemacht; aber mehrere andere haben sich desselben Rechtes bedient, aber Niemand ist von mir weder angeklagt noch empfohlen worden. Der Mann, dessen ich mich nach Ihrer Beschuldigung bedienen soll — Marat, war niemals weder mein Freund noch mein Schützling. Wenn ich mein Urtheil nach denen richten sollte, die ihn angreifen, so wäre er freigesprochen; allein ich will mich darüber nicht auslassen, sondern nur sagen, daß er mir fortwährend fremd gewesen ist. Einst kam er zu mir, ich machte ihm einige Bemerkungen über seine Schriften und ihre Übertreibung und sprach ihm das Bedauern der Patrioten aus, daß er unsere Sache durch die Heftigkeit seiner Ansichten gefährde; allein er nannte mich einen kurzsichtigen Politiker und ließ dasselbe auch am folgenden Tage drucken; es ist mithin eine Verläumdung, mich den Aufhetzer und Verbündeten dieses Mannes zu nennen. —

Von diesen persönlichen Anklagen ging er zu den allgemeinen,

gegen die Kommune gerichteten über und wiederholte wie alle seine Vertheidiger, daß der 2. September eine Folge des 10. August gewesen; nach einem großen Schlage könne man nicht genau den Punkt bestimmen, an welchem sich die Wogen des Volksaufstandes brechen würden; ohne Zweifel seien jene Hinrichtungen ungesetzmäßig gewesen, allein auf gesetzmäßigem Wege lasse sich der Despotismus nicht abschütteln. Denselben Vorwurf müsse man der ganzen Revolution machen, denn in ihr sei Alles ungesetzmäßig, der Sturz des Thrones, so wie der Sturm der Bastille. Er schildert darauf die Gefahren der Stadt Paris, den Unwillen seiner Mitbürger, ihr Zusammenströmen zu den Gefängnissen und die unwiderstehliche Wuth, welche sie bei dem Gedanken ergriffen, Verschwörer zurückzulassen, die ihre Familien ermorden würden.

— Man versichert, ruft der Redner mit Nachdruck, ein Unschuldiger sei umgekommen; auch schon einer wäre viel zu viel und gewiß, Mitbürger, müssen wir diesen grausamen Irrthum beweinen! Wir haben ihn seit lange beweint, er war ein guter Bürger, er war einer von unsern Freunden! Beweint auch die Opfer, welche der Rache des Gesetzes sollten vorbehalten bleiben und die unter dem Schwerte der Volksgerechtigkeit gefallen sind, allein euer Schmerz muß wie alles Menschliche eine Gränze haben. Laßt uns für ein mehr ergreifendes Unglück auch einige Zähren übrig behalten: beweint hunderttausend Patrioten, welche die Tyrannei geschlachtet, beweint unsre Bürger, die unter ihren flammenden Dächern begraben, beweint ihre Kinder, die in der Wiege und an der Brust ihrer Mütter ermordet sind, beweint die Menschheit, die niedergebeugt ist unter dem Joch der Tyrannen .... aber tröstet euch, wenn ihr allen gemeinen Leidenschaften Schweigen gebieten und das Glück eures Landes sichern, das Glück der ganzen Welt vorbereiten wollt. —

— „Die Empfindsamkeit, welche fast nur die Feinde der Freiheit beseufzt, ist mir verdächtig. Hört endlich auf, mir das blutende Kleid

des Tyrannen vor die Augen zu halten, sonst muß ich glauben, daß ihr Rom wollt von neuem in Ketten schmieden. —"

Durch dies Gemisch von schlauer Logik und revolutionärer Deklamation gelang es Robespierre, einstimmigen Beifall zu erringen. Alles was sich auf seine Person bezog, war richtig und die Girondisten hatten sich unklug benommen, als sie von einem Plane zur Herrschaft da sprachen, wo bis jetzt noch von weiter nichts die Rede sein konnte als von einem Streben nach Einfluß, welches ein neidischer Charakter gehässig machte; es war unklug, in den Handlungen der Kommune den Beweis einer umfassenden Verschwörung zu sehen, während sie nur die natürliche Wirkung der überwallenden Volksleidenschaften waren.

So boten die Girondisten der Versammlung selbst die Gelegenheit, ihnen gegen ihren Gegner Unrecht zu geben. Es schmeichelte der Versammlung, das angebliche Oberhaupt der Verschwörer zur Rechtfertigung gezwungen zu sehen und sie freute sich, die Verbrechen durch einen fortan unmöglichen Aufstand erklären und eine bessere Zukunft hoffen zu können; deshalb hielt sie es für würdiger und verständiger, alle diese Persönlichkeiten ganz zu beseitigen. Man schlug daher vor, zur Tagesordnung zu schreiten. Sogleich springt Louvet auf, um ihn zu bekämpfen und verlangt eine Gegenrede halten zu dürfen. Eine Menge von Rednern tritt auf, von denen die einen für, die andern gegen die Tagesordnung sprechen wollen. Barbaroux gab es auf, sich Gehör zu verschaffen und eilt vor die Schranken, damit man ihn wenigstens als Bittsteller anhöre. Lanjuinais schlägt vor, man solle die wichtigen Fragen erörtern, welche Rolands Bericht enthalten. Endlich gelingt es Barrère, das Wort zu erhalten. — Bürger, sagt er, wenn in der Republik ein Mann wäre, geboren mit dem Geiste eines Cäsar, mit der Kühnheit eines Cromwell, ein Mann, dem außer dem Talente eines Sylla auch dessen gefährliche Mittel zu Gebote ständen; wenn hier ein genialer Gesetzgeber von ungeheurem Ehrgeiz und tiefem Charakter vor uns stände, oder ein General z. B., der lorbeerbekränzt zu uns zurückkehrte, um uns Gesetze zu diktiren und

die Rechte des Volkes zu verspotten, dann würde ich ein Anklagedekret gegen ihn vorschlagen. Daß ihr aber diese Ehre Männern eines Tages, daß ihr sie kleinlichen Unternehmern eines Volksauflaufs anthut, deren Bürgerkronen mit Cypressen umflochten sind, seht, das kann ich nimmer begreifen!"

Dieser seltsame Vermittler schlug vor, den Übergang zur Tagesordnung so zu begründen: in Betracht, daß der Nationalkonvent sich nur mit den Interessen der Republik beschäftigen soll ...

— Ich mag eure Tagesordnung nicht, ruft Robespierre, wenn sie einen für mich so beleidigenden Eingang erhalten soll. — Die Versammlung schritt einfach und ohne Weiteres zur Tagesordnung. Man eilte zu den Jakobinern, um den Sieg zu feiern und Robespierre ward wie ein Triumphator empfangen. Kaum erschien er, als man ihn schon mit Beifall überschüttete. Ein Mitglied verlangte, man solle ihm das Wort lassen, damit er die Vorgänge des Tages erzähle. Ein anderes versicherte, seine Bescheidenheit erlaube ihm das nicht und er würde nicht sprechen wollen. Robespierre freute sich schweigend dieser Begeisterung und überließ die schmeichelhafte Erzählung einem Andern. Man nannte ihn Aristides und lobte seine „ungesuchte und männliche" Beredtsamkeit mit einem Eifer, der es bewies, wie wohlbekannt sein Streben nach literarischem Ruhme war. Auch der Konvent kam wieder in Achtung und der Klub hegte wieder Ehrfurcht vor ihm. Man sagte: jetzt endlich beginne der Triumph der Wahrheit und man brauche nicht mehr zu verzweifeln am Heile der Republik.

Barrère wurde aufgefordert, sich über seinen Ausdruck „kleinliches Unternehmen eines Volksauflaufs" näher auszusprechen; in seiner Antwort verrieth er sein ganzes Wesen, denn er erklärte, er habe damit nicht die eifrigen, mit Robespierre angeklagten Patrioten, sondern ihre Gegner gemeint.

So endigte jene berühmte Anklage. Sie war ein wahrhaft unkluges Beginnen gewesen. Schon in diesem einen Schritte verräth sich das ganze Benehmen der Girondisten. Sie empfanden einen leb-

haften Unwillen und sprachen ihn mit Talent aus, allein sie mischten genug persönlichen Groll, genug falsche Vermuthungen und übertriebene Verdächtigungen ein, um denen, die sich gern täuschten, einen Grund mehr zu geben, ihnen nicht zu glauben, denen, welche eine kräftige Handlung fürchteten, einen Grund, sie aufzuschieben, denen endlich, die Unparteilichkeit zur Schau trugen, einen Vorwand, ihren Rath nicht anzunehmen; diese drei Klassen von Mitgliedern aber, bildeten die ganze Ebene. Eins dieser Mitglieder jedoch, der einsichtsvolle Pétion, theilte ihre Übertreibungen nicht; er ließ eine Rede drucken, die er niedergeschrieben und in der alles auf das Verständigste gewürdigt war.

Auch Vergniaud, den sein Geist und seine verächtliche Gleichgültigkeit über die Leidenschaften erhoben, war von ihren Verirrungen ausgenommen und beobachtete ein tiefes Schweigen. Für den Augenblick hatte die Anklage der Girondisten kein andres Ergebniß, als das, daß sie jede Versöhnung unmöglich machte und außerdem in einem erfolglosen Kampfe ihr mächtigstes und einziges Hülfsmittel, das Wort und die Entrüstung, für die Zukunft unwirksam machte. Sie hatten nur den Haß und die Wuth ihrer Feinde vermehrt, ohne selbst an Kraft zu gewinnen.

Wehe den Besiegten, wenn die Sieger uneins werden! Denn um ihren eignen Zwist abzulenken, machen sie einen Seitenangriff und suchen einander vor allen an Eifer zu übertreffen in der Vernichtung ihrer gedemüthigten Feinde. Im Tempel befanden sich die Gefangenen, auf deren Haupt sich die ganze Wildheit der revolutionären Leidenschaften entladen sollte. Die Monarchie, die Aristokratie, kurz die ganze Vergangenheit, mit welcher die Revolution wüthend rang, war gleichsam verleiblicht in der unglücklichen Person Ludwig XVI. Die Art und Weise, den gestürzten Fürsten zu behandeln, sollte als Kennzeichen dienen, den Grad des Hasses zu erproben, welchen jeder gegen die Gegenrevolution empfand. Die gesetzgebende Versammlung stand der Konstitution, welche den König für unverletzlich erklärte,

noch zu nahe und sie hatte es nicht gewagt, über sein Schicksal zu entscheiden; sie hatte ihn entsetzt und im Tempel eingesperrt, aber das Königthum nicht abgeschafft, vielmehr dem Konvent die Sorge vermacht, über den Zustand und die Persönlichkeiten der alten Monarchie zu entscheiden. Nachdem man das Königthum abgeschafft, die Republik dekretirt und die Arbeit an der Konstitution den ausgezeichnetsten Geistern der Versammlung anvertraut, blieb es jetzt noch übrig, sich mit dem Schicksal Ludwig **XVI.** zu beschäftigen. Ein und ein halber Monat war verflossen, während welcher Zeit unermeßliche Sorgen, die Einrichtung des Versorgungswesens, die Überwachung der Armeen, die Sorge für die Lebensmittel, an denen es wie in allen unruhigen Zeiten gebrach, die Polizei und alle Einzelheiten der Regierung, welche man nach dem Fall des Königthums nur mit großem Mißtrauen einem ausübenden Rathe anvertraut, endlich aber heftige Streitigkeiten es bisher verhindert hatten, sich mit den Gefangenen im Tempel zu beschäftigen.

Einmal war, wie wir gesehen haben, davon die Rede gewesen und der Vorschlag wurde dem Gesetzgebungsausschuß überwiesen; man wartete auf die Entscheidung desselben und sprach überall von der Sache. Im Jakobinerklub verlangte man täglich, Ludwig **XVI.** solle gerichtet werden und beschuldigte die Girondisten, dies Gericht durch den Streit hinzuhalten, obgleich an diesem Jedermann eben so viel Antheil nahm, als sie. Als am 1. November, in der Zeit zwischen der Anklage und Vertheidigung Robespierre's, eine Sektion sich über neue Anschläge, die zu Mord und Aufruhr anreizten, beschwerte, verlangte man, wie stets bei solchen Gelegenheiten, die Verurtheilung Marats. Die Girondisten behaupteten, er und einige seiner Kollegen seien Schuld an aller Unordnung und bei jeder neuen Thatsache schlugen sie vor, gegen dieselben einzuschreiten. Ihre Feinde dagegen sagten, die Ursache der Unruhen befinde sich im Tempel, die neue Republik sei nicht früher fest gegründet, Ruhe und Sicherheit würden in ihr nicht früher herrschen als bis der vormalige König geopfert

und durch diesen furchtbaren Schlag den Verschwörern jede Hoffnung benommen sei. Jean de Bry, derselbe Deputirte, welcher von der gesetzgebenden Versammlung verlangt hatte, man solle zur einzigen Richtschnur das Gesetz der öffentlichen Wohlfahrt nehmen, nahm das Wort und schlug vor, Marat und Ludwig XVI. zugleich zu richten. — Marat, sagte er, hat sich den Titel Menschenfresser verdient, er wäre daher würdig, ein König zu sein. Er ist die Ursache der Unruhen, zu welchen Ludwig XVI. den Vorwand hergiebt: Laßt uns Beide zugleich richten und durch dies zwiefache Beispiel die öffentliche Ruhe sicher stellen."

In Folge dessen befahl der Konvent, daß ein Bericht über die Anklage gegen Marat noch in dieser Sitzung erstattet werden und binnen acht Tagen spätestens der gesetzgebende Ausschuß seine Meinung über die bei einem Gericht über Ludwig XVI. zu beobachtenden Formen aussprechen solle. Werde binnen acht Tagen die Arbeit des Ausschusses nicht vorgelegt, so habe jedes Mitglied der Versammlung die große Frage auf der Rednerbühne zu behandeln.

Neue Streitigkeiten und neue Sorgen verhinderten den Bericht über Marat, der erst lange Zeit nachher vorgelegt wurde; der gesetzgebende Ausschuß aber arbeitete an dem seinigen über die erhabene und unglückliche Familie im Tempel.

In diesem Augenblick hatte ganz Europa die Augen auf Frankreich gerichtet. Mit Erstaunen blickte man auf diese Männer, die man anfangs für so schwach gehalten, die aber jetzt siegreich und erobernd geworden und mit Verwegenheit alle Throne herausforderten. Mit Besorgniß erwartete man, was sie thun würden und hoffte noch immer, ihre Verwegenheit werde bald eine Gränze finden. Unterdeß aber bereiteten sich Kriegsereignisse vor, die den Rausch ihrer Begeisterung verdoppeln und das Erstaunen und Erschrecken der Welt vergrößern sollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Dumouriez' fernere Unternehmungen. — Veränderungen im Ministerium; Pache Kriegsminister. — Sieg bei Jemappe. — Zustand Belgiens; Dumouriez' Politik. — Gent, Mons, Brüssel, Namur und Antwerpen eingenommen; Eroberung Belgiens bis an die Maas. — Veränderungen in der Militärverwaltung; Mißverständnisse zwischen Dumouriez, dem Konvent und den Ministern. — Unsere Stellung an den Alpen und Pyrenäen.

Dumouriez war gegen Ende Oktober nach Belgien abgegangen und befand sich am 25. in Valenciennes; sein Plan war nach der ihn beherrschenden Idee eingerichtet, den Feind gerade vorwärts vor sich herzutreiben und zu diesem Zweck die numerische Übermacht zu benutzen. Wäre Dumouriez mit dem größten Theile seiner Streitkräfte die Maas entlang gezogen, so konnte er die Vereinigung Clerfayt's, der aus der Champagne kam, verhindern, den Herzog Albert im Rücken fassen und ausführen, was er leider nicht gleich anfangs gethan, indem er es vernachlässigte, an den Rhein und längs diesem Flusse bis Cleve zu eilen; allein er hegte einen anderen Plan und zog einem wohlangelegten Marsch eine glänzende Waffenthat vor, um durch eine solche den schon durch die Kanonade von Valmy erhobenen Muth seiner Soldaten zu verdoppeln und die seit fünfzig Jahren in Europa bestehende Meinung umzustoßen, daß die Franzosen zwar ausgezeichnet für Handstreiche, aber unfähig seien, eine offne Schlacht zu gewinnen. Seine Übermacht an Zahl erlaubte ihm einen solchen Versuch und eben so sehr als die Unternehmungen, deren Unterlassung man ihm zum Vorwurf gemacht, hatte auch seine Idee ihre tie-

fen Gründe. Doch vernachlässigte er es nicht, den Feind zu umgehen und ihn von Clerfayt zu trennen. Valence, der deshalb an der Maas stand, sollte mit seiner achtzehntausend Mann starken Ardenner Armee von Givet auf Namur und Lüttich marschiren. Harville hatte Befehl, mit zwölftausend Mann zwischen der großen Armee und Valence zu marschiren, um den Feind in größerer Nähe zu umgehn. Das waren Dumouriez' Anordnungen auf seinem rechten Flügel. Auf seinem linken sollte Labourdonnaie von Lille nach Flandern zu rücken und sich aller Seeplätze bemächtigen. Von Antwerpen aus hatte er den Befehl, der holländischen Gränze entlang zu ziehen und bei Röremund wieder an der Maas einzutreffen.

Nachdem Belgien so umzingelt war und Dumouriez mit einer Masse von vierzigtausend Mann die Mitte inne hatte, konnte er die Feinde sogleich überall niederwerfen, wo sie auch den Franzosen die Spitze bieten mochten.

Voller Ungeduld, den Feldzug zu beginnen und sich die weite Laufbahn zu eröffnen, in welche seine glühende Phantasie sich hinein warf, suchte Dumouriez die Ankunft der Zufuhren zu beschleunigen, welche man ihm in Paris versprochen und die am 25. in Valenciennes sein sollten. Servan hatte das Kriegsministerium aufgegeben und einer chaotischen Verwaltung das minder bewegte Kommando eines Heeres vorgezogen. In seinem Lager an den Pyrenäen stellte er Geist und Gesundheit wieder her. Zu seinem Nachfolger hatte Roland mit Erfolg Pache vorgeschlagen, einen einfachen, aufgeklärten und arbeitsamen Mann, der früher Frankreich verlassen, um in der Schweiz zu leben, in der Revolutionszeit aber zurückgekehrt war, die Berechtigung zu einer Pension, welche er vom Marschall de Castries erhielt, aufgegeben und sich in den Büreaus des Innern durch einen seltenen Verstand und wunderbare Emsigkeit ausgezeichnet hatte. Er trug in der Tasche ein Stück Brod und verließ nicht einmal zum Essen das Ministerium, sondern arbeitete ganze Tage lang in einem Zuge fort. Roland war von seinem Betragen und seinem Eifer ent-

zückt. Während seiner schwierigen Verwaltung im August und September hatte Servan ihn in einem Büreau zu haben gewünscht, Roland aber nur ungern und nur in Betracht der Wichtigkeit der Kriegsarbeiten eingewilligt. Pache leistete in seiner neuen Stellung dieselben Dienste, wie in der frühern und als das Amt des Kriegsministers erledigt wurde, schlug man sogleich ihn vor als eins jener unbekannten, aber werthvollen Wesen, denen die Gerechtigkeit und das öffentliche Interesse eine schnelle Gunst zusichern sollte. Der milde und bescheidene Pache gefiel Jedermann und mußte wol angenommen werden. Die Girondisten rechneten natürlich auf die politische Mäßigung eines so ruhigen und verständigen Mannes, der dazu noch sein Glück ihnen verdanke. Die Jakobiner, die ihn voll Ergebenheit für sich sahen, priesen seine Bescheidenheit und hielten sein Beispiel der sogenannten Anmaßung und Härte Rolands entgegen. Dumouriez seinerseits war entzückt von einem Minister, welcher handhablicher schien als die Girondisten und mehr geneigt, in seine Pläne einzugehen. Er hatte nämlich wieder einigen Groll gegen Roland, weil dieser ihm im Namen des Ministerraths schriftlich vorwarf, er wolle das Ministerium zu sehr zu seinen Plänen zwingen und ihm desto mehr Mißtrauen bezeigte, je mehr Talent man dem General zuerkennen mußte. Roland war ein rechtlicher Mann und was er in einem geheimen Briefe sagte, hätte er selbst öffentlich bekämpft, allein Dumouriez verkannte die ehrenwerthe Absicht Rolands und beschwerte sich bei Pache, der ihm willig Gehör gab und ihn mit Schmeicheleien über das Mißtrauen seiner Kollegen tröstete.

So war der neue Kriegsminister: er stand zwischen den Jakobinern, Girondisten und Dumouriez, hörte ihre Klagen gegen einander, gewann sie alle durch seine Worte und seine Ergebenheit und ließ sie alle in sich einen Beistand und einen Freund hoffen.

Dumouriez schrieb die Verzögerung der Zufuhren der Veränderung im Bureau zu. Es war erst die Hälfte der versprochenen Lieferungen angekommen und er brach auf, ohne die andern abzuwarten,

schrieb jedoch an Pache, er brauche unumgänglich nothwendig dreißigtausend Paar Schuhe, fünfundzwanzigtausend Mützen, Lagergeräthe für vierzigtausend Mann und vor allen Dingen zwei Millionen klingendes Geld, um den Soldaten den Sold zu zahlen, da dieselben in einem Lande, wo die Assignaten nicht gälten, alles was sie kaufen wollten, in Silber bezahlen müßten. Man versprach alles und Dumouriez wußte den Eifer seiner Truppen zu beseelen und sie durch die Aussicht auf eine baldige sichere Eroberung zu ermuthigen, um sie vorwärts zu treiben, obgleich ihnen alles fehlte, was zu einem Winterfeldzug unter so strengem Klima nöthig ist.

Da der Marsch des General Valence durch einen Zug nach Longwy verzögert wurde, so wie auch durch unsre Entblößung von allem Kriegsbedarf, der erst im November ankam, konnte Clerfayt ohne Hinderniß von Luxemburg in Belgien eindringen und mit zwölftausend Mann zum Herzog Albrecht stoßen. Dumouriez gab es für den Augenblick auf, sich des General Valence zu bedienen, zog die Abtheilung des Generals Harville an sich heran und bestrebte sich, so bald als möglich die feindliche Armee zu treffen, indem er seine Truppen zwischen Quarouble und Quievrain vorrücken ließ. Der Herzog Albert blieb dem österreichischen System getreu und bildete einen Kordon von Tournay bis Mons; obgleich er dreißigtausend Mann befehligte, so vereinigte er doch vor Mons nur zwanzigtausend. Dumouriez, der ihm immer näher drang, kam am 3. November vor der Mühle von Boussu an und befahl seiner Avantgarde, unter dem Befehl des braven Beurnonville den Feind von den Höhen zu vertreiben. Anfangs gelang der Angriff, wurde aber dann zurückgewiesen und unsre Avantgarde mußte weichen. Dumouriez sah ein, wie viel darauf ankäme, beim ersten Auftreten nicht zurückzuschrecken, schickte Beurnonville noch einmal vor, ließ ihn alle feindlichen Posten aufheben und stand am 3. des Abends den Österreichern gegenüber, welche sich auf den Höhen um Mons herum verschanzt hatten.

Auf diesen, im Halbkreise vor der Festung liegenden Höhen befinden

sich drei Dörfer, Jemappe, Cuesmes und Berthaimont. Die Österreicher erwarteten hier angegriffen zu werden, hatten den unverständigen Entschluß gefaßt, sich hier zu halten und seit längerer Zeit alle Anstalten getroffen, ihre Stellung unüberwindlich zu machen. Clerfayt hatte Jemappe und Cuesmes inne; etwas weiter entfernt, lagerte Beaulieu über Berthaimont. Steile Abhänge, Gehölze, Verhaue, vierzehn Schanzen und eine in mehreren Reihen über einander stehende Artillerie nebst zwanzigtausend Mann beschützten diese Stellung und machten einen Angriff fast unmöglich. Das Gehölz in der Umgegend der Höhen war voller Tyroler Schützen. In dem Raume zwischen den beiden Hügeln, besonders in der Schlucht zwischen Jemappe und Cuesmes stand die Kavallerie, bereit, über unsere Reihen herzufallen, sobald sie durch das Feuer der Batterien erschüttert wären.

Dem so stark verschanzten Lager gegenüber setzte sich Dumouriez fest und stellte sein Heer, dem Feinde parallel, im Halbkreise auf. Der General Harville, der am Abend des 5. sich mit dem Hauptheere vereinigt, erhielt den Auftrag, auf der äußersten Rechten unserer Linie zu plänkeln. Am 6. früh sollte er Beaulieu's Stellung zu überflügeln und umgehen suchen und dann die Höhen hinter Mons, den einzigen Rückzugspunkt der Österreicher, besetzen. Beurnonville, der den rechten Flügel unserer Angriffscolonne bildete, hatte Befehl, auf das Dorf Cuesmes vorzurücken. Der Herzog von Chartres, welcher als General in unserm Heere diente und an diesem Tage die Mitte befehligte, sollte Jemappe von vorn angreifen und zugleich durch die Schlucht zwischen Jemappe und Cuesmes einzudringen suchen. Der General Ferrand endlich, der den linken Flügel befehligte, sollte ein kleines Dorf, Namens Quaregnon, durchziehen und sich dann nach der Seite von Jemappe wenden. Alle diese Angriffe sollten in Bataillonskolonnen ausgeführt werden und die Kavallerie stand bereit, sie im Rücken und auf der Seite zu decken. Unsere Artillerie war in der Art aufgestellt, daß sie die feindlichen Schanzen von der Seite fassen

und ihr Feuer, wo möglich, zum Schweigen bringen könnte. Eine Reserve von Infanterie und Kavallerie wartete das Ereigniß hinter dem Bach Wasme ab.

In der Nacht vom 5. zum 6. rieth der General Beaulieu die Verschanzungen zu verlassen und unvermuthet über die Franzosen herzufallen, um sie durch einen plötzlichen nächtlichen Angriff außer Fassung zu bringen. Dieser energische Rath wurde nicht befolgt und am 6. früh, acht Uhr Morgens, standen die Franzosen voll Muth und Hoffnung in Schlachtreihen da, obgleich fast unzugänglichen Verschanzungen gegenüber und einem mörderischen Feuer ausgesetzt.

Sechzigtausend Mann standen auf dem Schlachtfelde und hundert Feuerschlünde donnerten vor der Fronte beider Heere.

Schon am Morgen ging die Kanonade los. Dumouriez befahl den Generalen Ferrand und Beurnonville den Angriff zu beginnen, sowol auf dem linken als auf dem rechten Flügel, während er im Mittelpunkt den rechten Augenblick abwarten wolle und Harville die Stellungen Beaulieu's umgehe, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Ferrand griff nur lässig an und Beurnonville gelang es nicht, das Feuer der Österreicher zum Schweigen zu bringen. Es war eilf Uhr und noch war der Feind auf der Seite nicht genug erschüttert, als daß man ihn hätte von vorn angreifen können. Jetzt schickte Dumouriez seinen getreuen Thouvenot auf den linken Flügel, um den Erfolg zu entscheiden. Thouvenot stellt die unnütze Kanonade ein, zieht durch Quaregnon, umgeht Jemappe, klimmt mit gefälltem Bajonet und gesenkten Hauptes die Höhen seitwärts hinan und erreicht die Flanke der Österreicher.

Als Dumouriez diese Bewegung sieht, beschließt er, den Angriff der Fronte zu beginnen und rückt mit seinem Centrum gerade auf Jemappe los. Er läßt seine Infanteriekolonnen vorrücken, stellt Husaren und Dragoner auf, um die Schlucht von Jemappe und Cuesmes zu decken, aus der die feindliche Kavallerie hervorbrechen konnte. Unsere Truppen setzen sich in Bewegung und durcheilen den Zwischen-

raum ohne Zaudern. Eine Brigade jedoch sah die österreichische Kavallerie aus der Schlucht hervorrücken und gerieth ins Schwanken, wich zurück und entblößte die Flanke unsrer Kolonnen. Baptiste Renard, ein bloßer Bedienter Dumouriez', eilt, plötzlich von Muth und Geist entflammt, zu dem General dieser Brigade, wirft ihm seine Schwäche vor, deutet ihm die Gefahr an und führt ihn zu der Schlucht zurück. Eine gewisse Erschütterung war im ganzen Centrum sichtbar geworden und unsre Bataillone begannen bereits unter dem Feuer der Batterien in Unordnung zu gerathen. Der Herzog von Chartres eilt mitten in die Reihen hinein, hält sie zusammen, bildet um sich ein Bataillon, das er das Bataillon von Jemappe nennt und bringt kräftig gegen den Feind vor. So wird der Kampf wieder hergestellt; allein obgleich Clerfayt bereits von der Seite angegriffen und von vorne bedroht wird, widersteht er dennoch mit heldenmüthiger Festigkeit.

Dumouriez, der allen diesen Bewegungen zusah, aber des Erfolges ungewiß war, eilt auf den rechten Flügel, wo das Gefecht, trotz der Anstrengungen Beurnonville's, nicht zur Entscheidung kommen wollte. Seine Absicht war, den Angriff schnell zu beendigen oder seinen rechten Flügel zurückzuziehen, um mit ihm den Rückzug der Mitte zu decken, falls eine rückgängige Bewegung nothwendig sein sollte.

Beurnonville hatte vergeblich Anstrengungen gegen das Dorf Cuesmes gemacht und wollte eben schon weichen, als Dampierre, welcher einen Punkt des Angriffs befehligte, sich mit einigen Kompagnien verwegen mitten in eine Schanze hineinstürzte. Gerade in dem Augenblick, als Dampierre diesen muthigen Versuch ausführte, kam Dumouriez an und fand den Rest seiner Bataillone, ohne Anführer, einem furchtbaren Feuer ausgesetzt und bereits schwankend vor dem Angriff, den die kaiserlichen Husaren eben auf sie machen wollten. Es waren dieselben Bataillone, welche sich im Mauldelager an Dumouriez so fest angeschlossen hatten. Er beruhigt sie und fordert sie auf, den Angriff der feindlichen Kavallerie mit Festigkeit auszuhalten.

Eine Salve auf Schußweite warf diese Kavallerie zurück und die zur rechten Zeit über sie herfallenden Husaren Berchini's jagten sie vollends in die Flucht. Jetzt stellt sich Dumouriez an die Spitze dieser Bataillone, stimmt mit ihnen die Marseillaise an, reißt sie mit sich fort zu den Verschanzungen, wirft alles vor sich nieder und erobert im Sturm das Dorf Cuesmes.

Kaum war diese Heldenthat beendigt, so eilt Dumouriez, immer noch besorgt wegen der Mitte, mit einigen Schwadronen im Galopp zurück. Aber schon kommt ihm der junge Herzog von Montpensier entgegen, um ihm den Sieg der Mitte zu melden, den man vorzüglich seinem Bruder, dem Herzog von Chartres, verdanke. Nachdem Jemappe so von der Seite und von vorn erstürmt und Cuesmes genommen war, konnte Clerfayt nicht länger widerstehen, sondern mußte sich zurückziehen. Er räumte daher nach einer schönen Vertheidigung das Schlachtfeld und überließ Dumouriez den schwer erstrittenen Sieg. Es war zwei Uhr und unsre ermatteten Truppen verlangten einen Augenblick Ruhe; Dumouriez willigt ein und macht auf den Höhen von Jemappe und Cuesmes Halt. Er rechnete für die Verfolgung des Feindes auf Harville, der beauftragt war, Berthaimont zu umgehen und den Österreichern den Rückzug abzuschneiden. Da jedoch der Befehl nicht klar genug gewesen und Harville ihn schlecht verstanden, war er Berthaimont gegenüber stehen geblieben und hatte die Höhen vergeblich beschossen. Clerfayt zog sich daher, von Beaulieu, der nicht in den Kampf verwickelt war, gedeckt, vom Schlachtfelde zurück und Beide schlugen die Straße nach Brüssel ein, welche Harville nicht sperrte.

Die Schlacht hatte den Österreichern fünfzehnhundert Gefangene und viertausendfünfhundert Todte und Verwundete gekostet, fast eben so viel auch den Franzosen. Dumouriez verheimlichte seinen Verlust und gab nur einige hundert Mann an. Man hat es ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht den Feind zur Rechten umgangen, um ihm in den Rücken zu fallen, anstatt eigensinnig auf einen Angriff auf der Fronte

und auf dem linken Flügel zu bestehen. Dies war sein Plan gewesen, als er Harville befahl, Berthaimont zu überflügeln, doch hielt er diesen Plan nicht genug fest; seine Lebhaftigkeit, welche ihn oft unüberlegt sein ließ und der Wunsch einer glänzenden Waffenthat ließ ihn bei Jemappe, wie in dem ganzen Feldzuge, einen offnen Angriff vorziehen. Übrigens hatte er während der Handlung voller Eifer und Geistesgegenwart unsre Truppen mit sich fortgerissen und ihnen seinen Heldenmuth mitzutheilen gewußt. Diese Waffenthat machte ungeheures Aufsehen. Der Sieg bei Jemappe erfüllte Frankreich einen Augenblick mit Freude und Europa mit neuem Erstaunen. Überall sprach man von der großen Kaltblütigkeit, mit der man die Artillerie genommen, von der Verwegenheit, mit der die Schanzen erstiegen wurden; man übertrieb Gefahr und Sieg und in ganz Europa wurde den Franzosen wieder die Fähigkeit zuerkannt, auch eine große Schlacht zu gewinnen.

In Paris waren alle aufrichtigen Republikaner über diese Nachricht sehr erfreut und veranstalteten Feste. Der Bediente Dumouriez', der junge Baptiste Renard, wurde dem Konvent vorgestellt und erhielt von demselben zur Belohnung eine Bürgerkrone und die Offiziersepauletten. Die Girondisten zollten dem General aus Patriotismus und Gerechtigkeit, die Jakobiner aber deshalb Beifall, weil sie das Bedürfniß hatten, die Erfolge der Revolution zu bewundern. Nur Marat warf allen Franzosen ihre Verblendung vor, meinte, Dumouriez habe sie offenbar, hinsichtlich der Zahl seiner Todten, belogen; einen Berg greife man nicht so wohlfeil an; er habe weder Bagage, noch Artillerie genommen, die Österreicher zögen ruhig ab, es sei mehr ein Rückzug als eine Niederlage zu nennen, und Dumouriez hätte den Feind ganz anders fassen können. Mit seinem Scharfsinn verband sich eine wilde Verläumdungswuth und er setzte hinzu, der Angriff der Fronte sei nur angeordnet, um die braven Pariser Bataillone hinzuopfern; seine Kollegen im Konvent und im Jakobinerklub, kurz alle Franzosen, die mit ihrer Bewunderung so schnell bei der Hand, seien

verblüfft; er für seinen Theil werde Dumouriez einen guten General nennen, wenn er ganz Belgien unterworfen, ohne einen einzigen Österreicher entwischen zu lassen und einen guten Patrioten, wenn Belgien ganz und gar von der Revolution durchdrungen und vollends frei sein würde. —

— Franzosen, sagte er, bei eurer Geneigtheit, alles auf der Stelle zu bewundern, lauft ihr auch Gefahr, von dieser Bewunderung schnell zurückzukommen. Gestern habt ihr Montesquiou geächtet; ihr hört, daß er Savoyen erobert und klatscht ihm Beifall, dann aber ächtet ihr ihn wieder und macht euch durch diese Widersprüche nur aller Welt lächerlich. Ich für meinen Theil bin mißtrauisch und klage stets an; jedenfalls sind die Nachtheile meiner Haltung unvergleichlich geringer als die der entgegengesetzten, denn sie gefährden wenigstens niemals die öffentliche Wohlfahrt. Allerdings kann ich mich in einem oder dem andern einmal irren, aber wenn man die Verderbniß des Jahrhunderts bedenkt und die Menge von Feinden, welche Erziehung, Grundsätze und Interesse der Freiheit entgegenstellen, so kann man tausend gegen eins wetten, daß ich mich nicht irre, wenn ich alle Menschen als eine Masse von Ränkeschmieden und öffentlichen Schurken ansehe, die alle bereit sind, Umtriebe anzuzetteln. Ich bin mithin tausendmal weniger der Gefahr ausgesetzt, mich in den öffentlichen Würdeträgern zu irren und während sie das unselige Vertrauen in Stand setzt, gegen ihr Vaterland mit eben so großer Verwegenheit als Sicherheit sich zu verschwören, würde das fortwährende Mißtrauen, mit welchem, meinen Grundsätzen gemäß, die öffentliche Meinung sie ansehen sollte, ihnen nicht gestatten, auch nur einen Schritt zu thun, ohne die Furcht, entlarvt und bestraft zu werden *).

Die Schlacht hatte Belgien den Franzosen geöffnet, hier aber harrten auf Dumouriez bedeutende Schwierigkeiten. Zweierlei überra-

---

*) Journal de la republique française Nr. 43. Sonntag, den 12. November 1792.

schende Bilder treten uns jetzt vor Augen: wir sehen auf dem eroberten Gebiete die französische Revolution auf die der Nachbarn wirken, um sie zu beschleunigen und sich ähnlich zu machen; in unserm Heere aber die Demagogie die ganze Verwaltung durchdringen und sie der Läuterung wegen auflösen.

In Belgien gab es mehrere Parteien; zur ersten, der österreichischen, gehörten nur die von Dumouriez vertriebenen kaiserlichen Armeen; die zweite, zu der das ganze Volk gehörte, sammt Adligen, Priestern, Beamten und Pöbel, wies einstimmig das fremde Joch zurück und wünschte die Unabhängigkeit der belgischen Nation, allein diese Partei hatte zwei Unterabtheilungen: die Priester und Privilegirten wünschten die alten Zustände und Einrichtungen, die Unterschiede der Klassen und Provinzen, kurz alles aufrecht zu erhalten, ausgenommen die österreichische Herrschaft und hatten auf ihrer Seite einen Theil der immer noch sehr abergläubischen und der Geistlichkeit ergebenen Bevölkerung; die Demagogen oder belgischen Jakobiner endlich wollten eine vollständige Revolution und die Souveränität des Volkes. Sie verlangten die französische vollständige Gleichheit. So wollte Jeder von der Revolution das, was ihm zusagte; die Privilegirten suchten durch sie nur ihren frühern Stand aufrecht zu erhalten, während die Plebejer nach Demagogie und der Herrschaft der Menge verlangten.

Man kann sich denken, daß Dumouriez, vermöge seiner Neigungen, eine Mittelstraße zwischen den verschiedenen Parteien einschlug. Obgleich er daher Österreich, das er mit seinen Soldaten bekämpfte, ganz zurückwies, auch die ausschließlichen Anmaßungen der Privilegirten verdammte, so war er doch nicht gewillt, die Pariser Jakobiner nach Brüssel zu verpflanzen und auch hier Männer, wie Chabot und Marat, ins Leben zu rufen. Er beabsichtigte daher, die alte Verfassung des Landes möglichst zu schonen, zugleich aber das allzu Feudalistische derselben abzuschaffen. Der aufgeklärte Theil der Bevölkerung ging darauf gern ein, allein es war schwierig, ihn zur Einheit zu brin

gen, weil Städte und Provinzen nur wenig mit einander zusammenhielten und man sich der Gefahr aussetzte, von der heftigen Partei besiegt zu werden, wenn man eine Versammlung berief. Womöglich wünschte Dumouriez, Belgien entweder durch einen Bund oder durch eine Einverleibung mit Frankreich zu verschmelzen und so unser Gebiet abzurunden. Vorzugsweise hätte er gewünscht, jede Verschwendung zu hindern, sich die ungeheuren Hülfsquellen der Gegend für den Krieg zu sichern und zugleich keine Klasse zu verletzen, um nicht sein Heer bei einem Aufstande zersplittern zu müssen. Daher dachte er vorzungsweise die Geistlichkeit zu schonen, welche noch immer einen großen Einfluß auf das Volk ausübte. Kurz er wollte Dinge, welche die Erfahrung der Revolutionen als unmöglich erweist und denen jedes politische- oder Verwaltungsgenie von vorne herein durchaus entsagen muß. Später wird man die Entwickelung seiner Pläne und Anschläge sehen.

Als er in Belgien einzog, versprach er in einer Proklamation, das Eigenthum, die Personen und die Unabhängigkeit der Nation zu achten. Er befahl, daß alles aufrecht erhalten werde, die Behörden in Wirksamkeit bleiben und die Auflagen fort erhoben werden, daß ferner ohne Aufschub Urversammlungen zusammentreten sollten, um einen Nationalkonvent zu bilden, der über das Schicksal Belgiens entscheiden könne.

Andere, nicht minder ernste Schwierigkeiten standen ihm bevor. Gründe der Politik, des öffentlichen Wohls, der Menschlichkeit konnten ihn in Belgien eine vorsichtige und gemäßigte Revolution wünschen lassen, aber er mußte für den Unterhalt seines Heeres sorgen und das war seine persönliche Angelegenheit; denn als General hatte er vor allen Dingen die Pflicht, siegreich zu sein und dazu bedurfte er strenger Disciplin und genügende Hülfsquellen. Als er am 7. November Morgens, zur großen Freude der Brabanter, die ihm und dem braven Dampierre eine Krone schenkten, in Mons einzog, befand er sich in der größesten Verlegenheit. Seine Kriegskommissarien wa-

ren noch in Valenciennes und nichts von alle dem, was man ihm versprochen, wollte ankommen. Er brauchte Kleidungsstücke für seine halbnackten Soldaten, Lebensmittel, Pferde für seine Artillerie, rasche Fuhrwerke, um in einem Lande, wo der Transport so viel Schwierigkeiten macht, den Einzug des Herres zu unterstützen und endlich klingende Münze, um seine Truppen zu bezahlen, da man die Assignaten in Belgien nicht gern annahm. Die Emigrirten hatten eine Menge falscher verbreitet und sie dadurch entwerthet; auch mag kein Volk gern an der Verlegenheit des andern theil- und das Papier annehmen, welches seine Schulden darstellt.

Bei Dumouriez' oft bis zur Unklugheit gehendem Ungestüme darf man nicht glauben, daß er würde vom 7. bis zum 11. in Mons geblieben sein und dem Herzoge von Sachsen-Teschen einen ungestörten Rückzug gestattet haben, wäre er nicht von Verwaltungsangelegenheiten wider Willen aufgehalten, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, obwol sie eigentlich nur den Kriegsverhältnissen gewidmet sein sollte. Er entwarf einen wohlangelegten Plan und beschloß, selbst Märkte mit den Belgiern abzumachen, in denen er Lebensmittel, Futter und sonstige Vorräthe kaufen könnte, was ihm mehrfache Vortheile bringen mußte. Die Gegenstände befanden sich an Ort und Stelle und man hatte keine Verzögerung zu fürchten. Diese Einkäufe mußten viele Belgier für die Gegenwart der französischen Armee interessiren. Wenn man die Verkäufer mit Assignaten bezahlte, so mußten diese selbst den Umlauf derselben begünstigen und so brauchte man ihn nicht zu erzwingen, was sehr wichtig war; denn jeder, der zur Annahme einer Münze gezwungen wird, hält sich für bestohlen von der Gewalt, welche ihn zwingt, und nichts ist so geeignet als dies, ein Volk allgemein zu verletzen. Ferner dachte Dumouriez unter Bürgschaft von Seiten Frankreichs Anleihen bei der Geistlichkeit zu machen. Diese Anleihen brachten ihm Kapital und baares Geld ein; zugleich mußte sich die Geistlichkeit, obschon augenblicklich besteuert, hinsichtlich ihres Bestehens und ihrer Güter beruhigt

fühlen, weil man wenigstens mit ihr unterhandelte. Endlich hatte Frankreich von Belgien eine Entschädigung für die Kosten des Befreiungskrieges zu fordern. Man konnte diese Entschädigung zur Bezahlung der Anleihen anwenden; dann wäre nach einem geringen Zuschuß der ganze Krieg bezahlt gewesen und Dumouriez hätte, wie er versprochen, auf Kosten Belgiens gelebt, ohne es zu beunruhigen und aufzulösen. Allein dies waren Pläne eines Genie's und in Zeiten der Revolution muß das Genie, wie es scheint, mit Bestimmtheit verfahren: entweder mußte er die bevorstehenden Unordnungen und Gewaltsamkeiten vorhersehen und sich sogleich zurückziehen, oder sich selbst gefaßt machen, Gewalt zu gebrauchen, um auch ferner entweder an der Spitze der Heere oder am Ruder des Staats nützlich zu sein. Niemand hat sich so frei gemacht von den Dingen dieser Welt, um das erstere zu versuchen; nur Einer ist so groß gewesen, daß er sich zu halten verstand, indem er den zweiten Weg einschlug. Es ist Der, welcher im Wohlfahrtsausschuß saß, und ohne an dessen politischen Handlungen Theil zu nehmen, sich mit der Sorge für den Krieg begnügte und den Sieg organisirte, ein reines, erlaubtes und unter jeder Regierung patriotisches Bestreben.

Dumouriez hatte sich bei seinen Verträgen und Finanzoperationen eines Kriegskommissars, Malus, bedient, den er schätzte, weil er ihn gewandt und thätig sah, ohne sich sehr zu bekümmern, ob er in seinen Prozenten Maß halte oder nicht; ferner hatte er mit einem gewissen Espagnac, einem alten lüderlichen Abbé, zu thun gehabt, einem jener geistreichen Schurken der alten Zeit, die jedes Handwerk mit großer Anmuth und Gewandtheit zu betreiben wußten und überall einen zweideutigen Ruf zurückließen. Dumouriez schickte ihn an das Ministerium, um seine Pläne auseinanderzusetzen und die von ihm eingegangenen Verpflichtungen bestätigen zu lassen. Er gab bereits genug Anlaß zur Unzufriedenheit durch die Art von Diktatur, welche er sich hinsichtlich der Verwaltung anmaßte und durch die revolutionäre Mäßigung, die er in Bezug auf die Belgier bewies, so daß er sich

nicht erst durch seine Verbindung mit Männern bloßzustellen brauchte, die, wenn sie nicht schon verdächtig waren, es doch bald werden sollten. Gerade in dieser Zeit erhob sich ein allgemeiner Lärm gegen die ehemaligen Verwaltungen, die, wie man sagte, von Schurken und Aristokraten angefüllt waren.

Nachdem Dumouriez so für den Unterhalt seiner Soldaten gesorgt, suchte er den Marsch Labourdonnaie's zu beschleunigen. Dieser General war eigensinnig zurückgeblieben und erst sehr spät in Tournay eingerückt; jetzt aber veranlaßte er hier Auftritte, die der Jakobiner würdig waren und trieb starke Kontributionen ein. Dumouriez befahl ihm, schnell nach Gent und nach der Schelde aufzubrechen, um nach Antwerpen zu gelangen und so den Kreiszug um das ganze Land bis an die Maas zu vollenden.

Valence, der nach unverschuldeten Verzögerungen endlich an der bestimmten Linie ankam, hatte Befehl, am 13. oder 14. in Nivelles zu sein. Dumouriez glaubte, der Herzog von Sachsen-Teschen würde sich hinter den Kanal von Vilvorden zurückziehen und wünschte, daß Valence den Wald von Soignes umgehe, gleichfalls über den Kanal bringe und den Herzog beim Übergang über die Dyle empfange.

Am 11. verließ er Mons und holte die feindliche Armee nur sehr langsam ein, welche sich gleichfalls in guter Ordnung aber sehr saumselig zurückzog. Da seine Zufuhr stockte, konnte er nicht schnell genug ankommen, um sich für die erlittene Zögerung schadlos zu halten. Am 13. rückte er selbst mit einer bloßen Vorhut weit voran, gerieth bei Anderlecht mitten in den Feind hinein und wäre beinahe umzingelt; allein mit gewohnter Geschicklichkeit und fester Haltung entfaltete er seine kleine Schaar, benutzte mit großem Anschein einige Geschütze und überredete so die Österreicher, daß er mit seinem ganzen Heere auf dem Schlachtfelde stehe. So gelang es ihm, sie aufzuhal-

ten und so viel Zeit zu gewinnen, daß seine Soldaten, die von seiner gefährlichen Lage hörten, schnell herbeieilen und ihn losmachen konnten.

Am 14. rückte er in Brüssel ein, wurde aber hier wieder durch Verwaltungsverlegenheiten aufgehalten, da er weder baar Geld, noch den sonstigen Nothbedarf für seine Truppen hatte. Er hörte hier, daß das Ministerium sich geweigert habe, seine letzten Marktverträge zu bewilligen, ausgenommen einen einzigen, und daß an Stelle aller ehemaligen Militärverwaltungen der sogenannte Einkaufsausschuß getreten sei. Nur dieser Ausschuß hatte in Zukunft das Recht, den Unterhalt der Armeen einzukaufen, ohne daß der General sich irgend darein mischen durfte. Dies war der Beginn einer Revolution in der Bewaltung, der sie für eine Zeitlang in einen Zustand völliger Auflösung bringen sollte.

In solche Verwaltungszweige, welche eine lange Erfahrung oder einen ganz besondern Fleiß erfordern, dringt eine Revolution gewöhnlich am spätesten ein, weil sie am wenigsten den Ehrgeiz erregen und weil die Nothwendigkeit, fähige Leute in ihnen zu behalten, sie vor der Neuerungswuth beschützt. Daher kam es, daß man in den Generalstäben, in den fachwissenschaftlichen Abtheilungen des Heeres, in den verschiedenen Ministerialbureaus, in den alten Regieen zur Besorgung der Lebensmittel, besonders aber in der Marine, welche von allen Theilen des Militärwesens die meisten speciellen Kenntnisse verlangt, bisher fast gar keine Veränderung vorgenommen hatte. Natürlich fehlte es darum auch nicht an Geschrei gegen die Aristokraten, die sich in diesen Verwaltungen befänden und man machte es dem ausübenden Rath zum Vorwurf, daß er dieselben nicht neu besetze. Die Verwaltung, welche die größeste Erbitterung erregte, war die der Lebensmittel. Besonders machte man den Lieferanten gerechte Vorwürfe, denn von der Lage des Staates und besonders von der augenblicklichen Unordnung begünstigt, verlangten sie bei allen ihren Verkäufen übertriebene Preise, gaben den Truppen dafür die schlechtesten Waaren und

6*

bestahlen den Staat auf das Unverschämteste. Ihre Erpressungen erregten überall nur einen allgemeinen Schrei des Unwillens. Ihr unerbittlichster Gegner war der Deputirte Cambon aus Montpellier. Da dieser mit besonderem Eifer den staatsökonomischen und finanziellen Angelegenheiten oblag, hatte er sich in allen Erörterungen dieser Art ein bedeutendes Gewicht erworben und genoß das volle Vertrauen der Versammlung. Obgleich ein erklärter Demokrat, hatte er doch nicht aufgehört, gegen die Übertreibungen der Kommune zu donnern und setzte dadurch Manchen in Verwunderung, der es nicht begreifen konnte, wie er als Finanzmann Regellosigkeiten verfolgen könne, welche er als Jakobiner vielleicht entschuldigt hätte. Mit noch größerem Eifer wandte sich sein Zorn gegen die Lieferanten, welche er mit dem ganzen Ungestüm seines Charakters verfolgte. Täglich gab er neue Betrügereien an und verlangte ihre Unterdrückung, und hierin war alle Welt mit ihm einverstanden. Die Ehrenmänner wünschten die Schurken zu bestrafen, die Jakobiner die Aristokraten zu verfolgen, und die Ränkemacher Stellen zu erledigen.

Man beschloß daher, einen Ausschuß von einigen Männern zu bilden, die mit allen Einkäufen für Rechnung der Republik beauftragt sein sollten; denn man glaubte, daß dieser alleinige und verantwortliche Ausschuß dem Staate die Betrügereien einer Menge einzelner Lieferanten ersparen, und wenn er allein für alle Verwaltungen einkaufe, nicht mehr den Preis durch die Konkurrenz erhöhen würde, was geschehen mußte, wenn jedes Ministerium, jede Armee besonders ihre Bedürfnisse einhandelte. Diese Einrichtung hatte die Meinung aller Minister für sich und Cambon war ihr eifrigster Vertreter, weil diese neue und einfache Form seinem entschiedenen Geiste zusagte. Man meldete daher Dumouriez, daß er keinen Kauf mehr abzuschließen habe und befahl ihm, die bereits unterzeichneten für null und nichtig zu erklären. Zugleich zog man die Kassen der Intendanten ein und trieb die Strenge der Ausführung soweit, daß man Schwierigkeiten machte, eine Anleihe aus dem Nationalschatz zu bezahlen, welche

ein belgischer Kaufmann der Armee auf einen Schein von Dumouriez vorgeschossen.

Unglücklicherweise traf diese Revolution in der Verwaltung des Unterhalts, deren Grund sehr löblich war, mit Umständen zusammen, welche ihre Wirkung sehr unglücklich machen mußten. Während seines Ministeriums hatte Servan geglaubt, die nöthigsten Bedürfnisse der in der Champagne schnell zusammengerafften Truppen schnell befriedigen zu müssen, und es war schon viel, daß er der ersten augenblicklichen Verlegenheit abgeholfen. Nach dem Argonner Feldzuge jedoch waren die so mühsam herbeigeschafften Vorräthe bereits erschöpft; die von Hause mit einem einzigen Anzuge abgegangenen Freiwilligen waren beinahe nackt, so daß man jeder Armee eine vollständige neue Bekleidung schaffen mußte; dazu kam, daß man diesen ganzen Bedarf mitten im Winter und trotz der Schnelligkeit des Einbruchs in Belgien herbeischaffen sollte. Servan's Nachfolger, Pache, sah daher eine ungeheure Aufgabe vor sich; trotz seines Geistes und praktischen Sinnes hatte er einen geschmeidigen und schwachen Charakter, der Jedermann, besonders den Jakobinern, gefallen wollte und ihn hinderte, bestimmt zu befehlen und so einer umfassenden Verwaltung den nöthigen Lebensnerv mitzutheilen. So kam zu dem Drange der Umstände, zu der Unermeßlichkeit der Bedürfnisse, zu der Schwierigkeit der Jahreszeit und der Nothwendigkeit, sehr schnell zu verfahren, noch die Schwäche eines neuen Ministeriums, die allgemeine Unordnung im Staate und dazu noch eine vollständige Revolution im Verwaltungssystem; man kann sich daher denken, wie groß die Verwirrung des ersten Augenblickes, wie kläglich die Entblößung der Armeen, wie bitter ihre Klagen und wie heftig die Vorwürfe sein mußten, welche Generale und Minister sich gegenseitig machten.

Als Dumouriez von diesen Umgestaltungen in der Verwaltung hörte, wurde er sehr heftig. Wollte er auf die Organisation des neuen Systens warten, so sah er seine Armee der Gefahr ausgesetzt, im Elend umzukommen, falls seine Verträge nicht aufrecht erhalten

und ausgeführt wurden. Er übernahm es daher selbst, sie aufrecht zu erhalten und befahl seinen Agenten, Malus, Espagnac und einem dritten, Petit-Jean, ihre Unternehmungen unter seiner Verantwortlichkeit fortzusetzen. Zugleich schrieb er dem Minister einen hochfahrenden Brief, der ihn den finstern, mißtrauischen, mit seiner revolutionären Lässigkeit und seiner Diktatur in der Verwaltung bereits unzufriedenen Demagogen noch verdächtiger machen mußte. Wenn er fort dienen solle, sagte er, müsse er verlangen, daß man ihn selbst für die Bedürfnisse seines Heeres sorgen lasse. Er behauptete, der Einkaufsausschuß sei eine Abgeschmacktheit, weil derselbe mit großer Mühe auf weite Entfernungen ausführen wolle, was man an Ort und Stelle viel leichter haben könne; die Transporte würden ungeheure Kosten und Verzögerungen verursachen, die Heere aber inzwischen vor Frost, Hunger und Elend hinsterben; die Belgier alles Interesse an der Gegenwart verlieren und den Umlauf der Assignaten nicht mehr begünstigen; die Plündereien der Lieferanten würden eben so fortdauern, weil die Leichtigkeit, den Staat bei Lieferungen zu betrügen, stets Diebe gemacht habe und machen werde, und daß nichts die Mitglieder des Einkaufsausschusses verhindern könne, selbst Unternehmer und Einkäufer zu werden, wenngleich das Gesetz es verbiete; der Plan sei weiter nichts, als ein ökonomistischer Traum, welcher, wenn er auch keine Chimäre wäre, doch für den Augenblick eine höchst nachtheilige Unterbrechung der Dienste herbeiführen müsse. Was nicht wenig dazu beitrug, Dumouriez gegen den Einkaufsausschuß aufzureizen, war der Umstand, daß er die Mitglieder desselben für Kreaturen des Ministers Clavière hielt und in dieser Neuerung ein Ergebniß des Mißtrauens der Girondisten gegen seine Person zu bemerken glaubte. Und doch war es eine Einrichtung, die aus gutem Glauben hervorgegangen und ohne irgend eine Parteiabsicht allgemeine Billigung erhalten hatte.

Als ein patriotisch-gesinnter energischer Minister, hätte Pache den General befriedigen müssen, um ihn der Republik zu erhalten.

Zu diesem Behuf mußte er seine Forderungen prüfen, untersuchen, was an ihnen gerecht sei, ihnen in soweit genügen, die übrigen zurückweisen und die ganze Angelegenheit mit Kraft so durchführen, daß alle Vorwürfe, Streitereien und Verwirrungen verhindert wurden. Allein Pache war davon weit entfernt und, bereits verstimmt gegen die Girondisten, die ihn der Schwäche anklagten, ließ er sich zwischen ihnen, dem General und dem Konvent herumstoßen. Im Ministerrath theilte er die unüberlegten Briefe mit, in welchen sich Dumouriez offen über das Mißtrauen der girondistischen Minister beschwerte; im Konvent trug er die gebieterischen Forderungen vor, bei deren Verweigerung Dumouriez seinen Abschied verlangte. Er tadelte nichts, erklärte aber auch nichts, beobachtete in seinen Berichten eine gewissenhafte Genauigkeit und ließ alles wirken wie es wollte, mochte der Erfolg noch so betrübend sein. Die Girondisten, der Konvent, die Jakobiner, alle waren in ihrer Weise über das hochfahrende Wesen des Generals aufgebracht. Cambon donnerte gegen Malus, Espagnac und Petit-Jean, führte den Preis ihrer Einkäufe an, der in der That ganz ungeheuer war, schilderte die lüderliche Verschwendung Espagnac's, die früheren Unterschleife Petit-Jean's und veranlaßte die Versammlung, gegen alle drei ein Dekret zu erlassen. Er meinte, Dumouriez sei von Ränkemachern umgeben, von denen man ihn befreien müsse und behauptete, der Einkaufsausschuß sei eine vortreffliche Einrichtung. Die nothwendigen Gegenstände auf dem Kriegsschauplatz kaufen, heiße, die französischen Arbeiter der Arbeit berauben und den Meutereien des Müßigganges aussetzen; was die Assignaten betreffe, so bedürfe es keiner großen Geschicklichkeit, sie in Umlauf zu bringen, der General thue Unrecht, daß er denselben nicht mit Gewalt Ansehen verschaffe und überhaupt nicht die ganze Revolution mit ihrem Wesen, ihren Systemen und ihrer Münze nach Belgien verpflanze; die Belgier, denen man die Freiheit gäbe, müßten mit ihren Vortheilen auch die Übelstände derselben annehmen. Auf der Rednerbühne des Konvents hielt man Dumouriez nur für betrogen

von seinen Agenten, allein bei den Jakobinern und in dem Blatte Marat's sagte man einstimmig, er sei mit denselben einverstanden und erhalte einen Theil des Gewinnes, wofür man freilich keinen anderen Beweis hatte, als das ziemlich häufige Beispiel anderer Generale.

Dumouriez sah sich also genöthigt, die drei Kommissarien preiszugeben und man that ihm den Schimpf an, sie trotz seiner Bürgschaft zu verhaften. Pache schrieb ihm mit seiner gewohnten Milde, man werde seine Forderungen prüfen, seine Bedürfnisse befriedigen und durch den Einkaufsausschuß beträchtliche Vorräthe anschaffen lassen; zugleich meldete er ihm zahlreiche Zufuhren, die aber nicht stattfanden. Dumouriez, der sie nicht erhielt, beschwerte sich unaufhörlich, so daß man den Briefen des Ministers zufolge hätte glauben müssen, es sei alles im Überflusse vorhanden, während aus denen des Generals hervorzugehen schien, daß im Heere eine vollständige Entblößung herrsche. Dumouriez nahm seine Zuflucht zu verschiedenen Auskunftsmitteln, wie z. B. Anleihen bei den Kirchenkapiteln, lebte von den Ergebnissen eines Einkaufs durch Malus, den man ihm aus Rücksicht auf die dringenden Umstände gestattet hatte und mußte vom 14. noch bis zum 19. in Brüssel bleiben.

In der Zwischenzeit hatte Stengel mit der Vorhut Malines eingenommen: dies war ein wichtiger Punkt wegen der Pulver- und Waffenvorräthe aller Art, die sich an diesem Platze vorfanden und ihn zu einen Arsenale Belgiens machten. Labourdonnaie war am 18. in Antwerpen eingerückt, richtete Klubs ein und verstimmte die Belgier, indem er die Volksaufwiegler ermuthigte; trotzdem aber betrieb er die Belagerung des Schlosses ohne alle Energie. Dumouriez konnte sich nicht länger mit einem Offizier zufrieden geben, der sich soviel mit den Klubs, aber sowenig mit dem Kriege zu thun machte und ersetzte ihn durch Miranda, einen tapferen Peruaner, der in der Revolutionszeit nach Frankreich gekommen war und durch die Verwendung seines Freundes Pétion einen hohen Rang erhalten hatte. Seiner Armee beraubt, kehrte Labourdonnaie ins Norddepartement

zurück und reizte hier den Ingrimm der Jakobiner gegen Cäsar Dumouriez; denn diesen Namen fing man dem General bereits an zu geben.

Der Feind hatte anfangs gedacht, sich hinter dem Kanal Vilvorde aufzustellen und mit Antwerpen in Verbindung zu bleiben. So beging er denselben Fehler wie Dumouriez, indem er sich der Schelde zu nähern suchte, anstatt an die Maas zu eilen, was beide thun mußten, der eine, um sich zurückzuziehen, der andere, um den Rückzug zu verhindern. Endlich sah Clerfayt, der das Kommando übernommen, die Nothwendigkeit ein, schnell über die Maas zurückzugehen und Antwerpen seinem Schicksal zu überlassen. Dumouriez schickte jetzt Valence von Nivelles nach Namur zurück, um es zu belagern und beging den großen Fehler, ihn nicht lieber die Maas entlang ziehen und den Österreichern den Rückzug abschneiden zu lassen. Die Niederlage der Vertheidigungsarmee hätte natürlich die Übergabe des Platzes herbeigeführt. Allein das Beispiel großer strategischer Wendungen war noch nicht gegeben und es fehlte Dumouriez hier wie bei einer Menge von Gelegenheiten an der nothwendigen Überlegung.

Er brach am 19. von Brüssel auf, zog den 20. durch Louvain, traf den Feind am 22. bei Tirlemont und tödte ihm drei bis vierhundert Mann. Auch hier wurde er durch gänzlichen Mangel an Allem zurückgehalten und konnte erst am 26. wieder aufbrechen. Am 27. langte er vor Lüttich an und hatte bei Varoux ein heftiges Gefecht mit der feindlichen Nachhut zu bestehen. Der General Starai, welcher sie befehligte, vertheidigte sich ruhmvoll und wurde tödtlich verwundet. Am Morgen des 28. zog endlich Dumouriez unter lautem Zuruf des höchst revolutionär gesinnten Volkes in Lüttich ein. Miranda hatte die Cidatelle von Antwerpen am 29. eingenommen und konnte den Kreis um Belgien vollenden, indem er bis Rörmund marschirte. Valence besetzte Namur am 2. Dezember. Clerfayt rückte an die Rör und Beaulieu nach Luxemburg.

In diesem Augenblick war Belgien bis an die Maas besetzt; noch aber blieb das Gebiet bis an den Rhein zu erobern und hier stellten sich Dumouriez bedeutende Hindernisse entgegen. War die Schwierigkeit der Transporte oder die Nachlässigkeit in den Bureaus daran schuld, es kam nichts bei seinem Heere an und obschon in Valenciennes bedeutende Vorräthe lagen, so fehlte es doch an der Maas an Allem. Um die Jakobiner zufrieden zu stellen, gestattete ihnen Pache Einsicht in seine Bureaus, in denen die größeste Unordnung herrschte. Alle Arbeiten wurden hier vernachlässigt und aus Unaufmerksamkeit oft die widersprechendsten Befehle gegeben. So wurde jede Dienstleistung fast unmöglich und die Transporte waren nicht bewerkstelligt, obgleich der Minister es glaubte. Die Einsetzung des Einkaufsausschusses hatte die Unordnung nur noch vermehrt.

Der neue Kommissär Ronsin, welcher Malus und Espagnac angegeben hatte und an ihre Stelle getreten war, befand sich in der größesten Verlegenheit. Er wurde beim Heere sehr mißliebig empfangen, erschrak vor seiner schweren Aufgabe und fuhr auf Dumouriez' Befehl, trotz der letzten Bestimmungen, fort, die Einkäufe an Ort und Stelle zu machen. Dadurch hatte das Heer Brod und Fleisch erhalten, allein Kleider, Transportmittel, Geld und Futter fehlten durchaus und alle Pferde starben vor Hunger. Ein anderer Übelstand riß in dieser Armee ein, die Desertion. Die Freiwilligen, welche in ihrer ersten Begeisterung nach der Champagne geeilt, hatten sich sehr abgekühlt, seitdem die Zeit der Gefahr vorüber war. Auch waren sie der Entbehrungen aller Art überdrüssig und rissen in Massen aus. Dumouriez' Corps hatte dadurch allein mindestens zehntausend Mann verloren und verlor noch täglich mehr. Die belgischen Aushebungen kamen nicht zu Stande, weil es fast unmöglich war, ein Land zu organisiren, dessen verschiedene Einwohnerklassen und verschiedene Provinzen durchaus nicht geneigt, sich mit einander zu verständigen. In Lüttich war der revolutionäre Geist bedeutend; Brabant aber und Flandern sahen mit großem Mißtrauen die Jakobiner in den Klubs

sich erheben, welche man in Gent, Antwerpen und Brüssel einzurichten versucht. Das belgische Volk stand mit unsern Soldaten nicht im besten Vernehmen, da diese mit Assignaten bezahlen wollten, man unser Papiergeld aber nirgend mochte und Dumouriez sich weigerte, den Umlauf desselben zu erzwingen. Obgleich daher unsere Armee siegreich war und den Feldzug gewonnen hatte, so befand sie sich doch wegen der Hungersnoth, der Desertion und wegen der ungewissen, fast ungünstigen Stimmung der Einwohner in einer sehr mißlichen Lage.

Da der Konvent mit widersprechenden Gerüchten überhäuft wurde, indem sich einerseits der General hochfahrend beklagte und der Minister andererseits mit bescheidener Zuversicht Beweise vorlegte, daß die reichlichsten Sendungen abgegangen seien, so wählte er aus seiner Mitte vier Kommissarien, welche sich mit eigenen Augen vom Zustande der Dinge überzeugen sollte, Danton, Camus, Lacroix und Cossuin.

Während Dumouriez den November verwandt, um Belgien bis an die Maas zu besetzen, wurde Custine, der immer noch in der Umgegend Frankfurts und des Main umherzog, von den Preußen, welche längs der Lahn heraufkamen, bedroht. Er hätte gern gesehen, daß der ganze Aufwand an Kriegsrüstungen nach seiner Seite zu stattgefunden hätte, um seinen Rücken zu decken und seine unüberlegten Einfälle in Deutschland zu sichern. Darum hörte er nicht auf gegen Dumouriez zu klagen, der nicht in Köln ankommen und gegen Kellermann, der nicht gegen Koblenz aufbrechen wollte. Wir haben eben gesehen, welche Schwierigkeiten Dumouriez verhinderten, schneller vorzurücken: um die Bewegung Kellermanns möglich zu machen hätte Custine seinen Streifzügen, welche den Beifall der Jakobiner und der Journale hervorriefen, entsagen, sich innerhalb der Rheingränze halten, Mainz befestigen und selbst nach Koblenz hinabgehen müssen. Allein er wünschte, man solle Alles hinter ihm thun, damit er die Ehre des Angriffs in Deutschland für sich behalte. Von seinen Forderungen und Beschwerden gedrängt, rief der ausübende Rath Kellermann

zurück, schickte an seine Stelle Beurnonville und gab ihm den etwas verspäteten Auftrag, in einer sehr vorgerückten Jahreszeit und mitten in einem armen schwer zu besetzenden Lande Trier einzunehmen. Es hatte immer nur einen richtigen Weg zur Ausführung dieser Unternehmung gegeben, nämlich gleich anfangs zwischen Luxemburg und Trier vorzurücken und so nach Koblenz zu gelangen, während Custine längs dem Rheine hingekommen wäre. Dann hätte man die Preußen, welche noch von ihrem Mißlingen in der Champagne niedergedrückt waren, zerschmettert und Dumouriez die Hand gereicht, denn er mußte sich entweder schon in Köln befinden, oder man hätte es ihm möglich gemacht, hinzugelangen, wenn er noch nicht da war. So mußten Luxemburg und Trier, welche beiden Plätze man mit Gewalt nicht einnehmen konnte, durch Mangel an Lebensmitteln und Hülfe fallen.

Allein da Custine bei seinen Einfällen in der Wetterau beharrte und die Moselarmee in ihren Kantonnements geblieben war, so war es jetzt, gegen Ende November, nicht mehr Zeit auf diese Plätze loszurücken, um Custine gegen die wieder ermuthigten und den Rhein heraufkommenden Preußen aufrecht zu erhalten. Beurnonville machte diese Gründe geltend; allein man hatte Lust zur Eroberung, wollte den Churfürsten von Trier für sein Benehmen gegen Frankreich bestrafen und gab Beurnonville den Befehl, einen Angriff zu versuchen, was er auch eben so eifrig that, als wenn es in seinem eigenen Plane gelegen hätte. Nach einigen glänzenden und hartnäckigen Gefechten mußte er es aufgeben und sich nach Lothringen zurückwenden. In dieser Lage sah sich Custine an den Ufern des Main gefährdet; da er aber nicht durch einen Rückzug seine Voreiligkeit und die geringe Sicherheit seiner Eroberung eingestehen wollte, beharrte er ohne gegründete Hoffnung auf Erfolg in seiner Stellung.

In Frankfurt hatte er eine Besatzung von zweitausend vierhundert Mann gelassen und obschon diese Macht für eine offene Stadt, deren Bevölkerung durch ungerechte Kontributionen verstimmt, durchaus ungenügend war, befahl er dem Kommandanten dennoch, sich zu

halten, während er selbst, etwas unterhalb Frankfurt, bei Oberusel und Homburg stand und eine lächerliche stolze Festigkeit zur Schau trug. In dieser Lage befand sich auf jenem Punkte die Armee gegen Ende November und Anfangs Dezember.

Am Rhein war mithin nichts errungen. Montesquiou, der, wie wir gesehen, mit der Schweiz unterhandelte und gleichzeitig Genf und das französische Ministerium zur Vernunft zu bringen suchte, hatte auswandern müssen, weil man eine Anklage gegen ihn gerichtet, der zufolge er die Würde Frankreichs außer Augen gesetzt, indem er dem Plane des Konvents einen Artikel hinzugefügt, welcher die Entfernung unserer Truppen zugestand und diesen Artikel auch wirklich zur Ausführung gebracht. Man erließ ein Dekret gegen ihn und er flüchtete nach Genf. Sein Werk jedoch war durch seine Mäßigung sicher gestellt und während man ihn in Anklagestand versetzte, unterhandelte man zugleich mit Genf nach den von ihm bestimmten Grundlagen. Die Bernischen Truppen zogen sich zurück, die französischen bezogen Quartiere innerhalb der abgemachten Gränzen, die so werthvolle Neutralität der Schweiz war für Frankreich gesichert und eine Seite des Landes für mehrere Jahre gedeckt. Dieser wichtige Dienst war verkannt worden, Dank den Einflüsterungen Clavière's und dem Argwohne der Emporkömmlinge, welche unsere jüngsten Siege emporgebracht.

In der Grafschaft Nizza war die Stellung von Sospello, die uns die Piemonter für einen Augenblick entrissen, aber mit beträchtlicher Einbuße aufs neue verloren hatten, ruhmvoll wieder erkämpft. Diesen Erfolg verdankte man der Gewandtheit des Generals Brunet. Unsere Flotten, die das mittelländische Meer beherrschten, segelten nach Genua, nach Neapel, wo ein Zweig des Hauses Bourbon herrschte, und nach allen Staaten Italiens, um die Anerkennung der neuen Republik Frankreich zu erzwingen. Nach einer Kanonade vor Neapel hatte man die Anerkennung der Republik erlangt und unsere Flotten kehrten zurück, stolz auf die errungenen Zugeständnisse.

An den Pyrenäen verhielt man sich vollkommen unthätig und Servan hatte, da es ihm an Mitteln gebrach, große Noth, das Beobachtungsheer wieder in Ordnung zu bringen. Trotz der ungeheuern Ausgaben, die sich monatlich auf einhundertachtzig bis zweihundert Millionen beliefen, befanden sich alle Heere, das an den Pyrenäen, an den Alpen und an der Mosel, in derselben Noth, weil sich die Auflösung aller Dienste bemächtigt hatte und im Kriegsministerium die größeste Verwirrung herrschte. Trotz dieses Elends aber war Frankreich dennoch berauscht vom Stolze des Sieges. Jemappe, die Einnahme Frankfurts, die Besetzung Savoyens und der Grafschaft Nizza, die schnelle, uns günstige Änderung der Ansicht Europas, alles das hatte die Gemüther erhoben, so daß sie bereits das Wanken der Throne zu bemerken glaubten und sich einen Augenblick einbildeten, die Völker würden ihre Herrscher stürzen und sich in Republiken verwandeln.

— O wenn es wahr wäre, rief ein Jakobiner, als Savoyen mit Frankreich vereinigt wurde, wenn es wahr wäre, daß für die Völker die Stunde des Erwachens gekommen; wenn es wahr wäre, daß der Sturz aller Throne die nächste Folge unserer Siege und des revolutionären Vulkans sein muß; wenn es wahr wäre, daß die republikanischen Tugenden endlich die Welt rächten an allen gekrönten Verbrechern, wenn jedes Land sich befreite und eine Regierung einsetzte, die dem Umfange ihres natürlichen Gebietes entspräche; wenn alle diese Nationalkonvente eine Anzahl außerordentlicher Deputirten abschicken, um mitten auf dem Erdball einen allgemeinen Konvent zu bilden, zur steten Bewachung und Aufrechthaltung der Menschenrechte, der Handelsfreiheit und des ewigen Friedens! . . . —*).

In derselben Zeit erließ der Konvent, als er von den Bedrückungen hörte, die sich der Herzog von Zweibrücken gegen seine Untertha-

*) Rede des Deputirten Milhaud aus Cantal, gehalten im Jakobinerklub im November 1792.

nen erlaube, in einem Aufschwung der Begeisterung das folgende Dekret:

„Der Nationalkonvent erklärt hiermit, daß er allen Völkern „Hülfe und Brüderschaft anbietet, die ihre Freiheit erkämpfen „wollen und beauftragt die ausübende Gewalt, den Generalen der „französischen Heere die nöthigen Befehle zu geben, daß sie allen „Bürgern zu Hülfe kommen, welche für die Sache der Freiheit be- „drückt sind oder es in Zukunft werden sollten.

„Der Nationalkonvent befiehlt den Generalen der französischen „Heere, dies Dekret drucken und überall anschlagen zu lassen, wo- „hin sie mit den Waffen der Republik vordringen.

„Paris den 19. November 1792."

Achtzehntes Kapitel.

Haltung der Parteien beim Beginn des Prozesses Ludwig XVI. — Charakter und Ansichten der Minister Roland, Pache, Lebrun, Garat, Monge und Clavière. — Lebensweise der königlichen Familie im Tempelthurm. — Die Erörterung über die Vorgerichtstellung beginnt; Übersicht der Verhandlungen; Saint-Just's Ansicht. — Noth an Lebensmitteln; Fragen der Staatsökonomie. — Robespierre's Rede über das Königsgericht. — Der Konvent beschließt, den König selbst zu richten. — Die Papiere des eisernen Schrankes. — Erstes Verhör Ludwig XVI. vor dem Konvent. — Zusammenstoß der Ansichten und Interessen während des Prozesses. — Besorgnisse der Jakobiner. — Stellung des Herzogs von Orleans; man schlägt seine Verbannung vor.

Der Prozeß Ludwig XVI. sollte endlich beginnen und dies war der Punkt, auf welchem die Parteien einander erwarteten, um ihre Ansichten darzulegen und einander entschieden zu beurtheilen. Mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtete man die Girondisten, um sie

auf der kleinsten Regung des Mitleids zu belauschen und sie des Royalismus anzuklagen, wenn es der gefallenen Größe gelang, sie zu rühren.[1]

Die Jakobinerpartei, welche in der Person Ludwig XVI. die Monarchie überhaupt bekämpfte, hatte ohne Zweifel Forschritte gemacht, doch stieß sie noch immer auf einen starken Widerstand in Paris und besonders im übrigen Frankreich. Sie beherrschte die Hauptstadt durch ihren Klub, durch die Kommune und die Sektionen, allein die Mittelklasse gewann wieder Muth und leistete ihr noch einigen Widerstand. Da Pétion das Amt des Maire ausgeschlagen, war es durch eine bedeutende Stimmenmehrheit dem Arzt Chambon zugefallen, der es jedoch nur ungern angenommen, weil es seinem gemäßigten und durchaus nicht herrschsüchtigen Charakter nur wenig zusagte.

Diese Wahl beweist die Macht, welche das Bürgerthum noch in Paris selbst besaß. Noch größer war dieselbe in den übrigen Theilen Frankreichs. Die Eigenthümer und Handeltreibenden, kurz alle Mittelklassen hatten weder den Rath der Municipalitäten, noch den der Departements, noch auch die Volksgesellschaften verlassen und schickten Adressen an den Konvent ein, die im Sinne des Gesetzes und der Mäßigung lauteten. Mehrere Tochtergesellschaften der Jakobiner tadelten ihre Muttergesellschaft und verlangten laut die Ausstoßung Marats, ja einige sogar die Robespierre's. Aus dem Departement der Rhonemündungen endlich, aus Calvados, Finisterre und der Gironde gingen neue Föderirte ab, welche den Dekreten zuvorkamen wie am 10. Aug., um nach Paris zu ziehen, den Konvent zu beschützen und seine Unabhängigkeit sicherzustellen.

Noch verfügten die Jakobiner nicht über die Heere, denn fortwährend wußte der Generalstab und die militärische Organisation sie fern zu halten. Doch hatten sie ein Ministerium und zwar das des Krieges gewonnen. Pache hatte ihnen dasselbe aus Schwäche geöffnet und alle früheren Beamten desselben durch Mitglieder des

Klubs ersetzt. Man duzte sich in den Bureaus und ging in nachlässiger Kleidung: alles machte Anträge; auch befanden sich in denselben mehrere verheirathete Priester, welche Odouin, selbst ein Priester und Eidam Pache's, eingeführt hatte. Eine Hauptperson in diesem Ministerium war Hassenfratz, ein ehemaliger Einwohner von Metz, den man wegen Bankerott verbannt und der, wie so viele andere, durch seinen demagogischen Eifer zu seiner hohen Stelle gelangt war. So erneuerte man die Verwaltung des Heeres und suchte soviel als möglich das Heer selbst mit neuen Menschen und neuen Ansichten zu erfüllen. Während daher Roland bei den Jakobinern verhaßt war, wurde Pache von ihnen geliebt und gelobt. Man rühmte seine Milde, seine Bescheidenheit, seine bedeutende Einsicht und hielt dies alles der Strenge Rolands entgegen, welche man Anmaßung nannte. Roland hatte den Jakobinern freilich keinen Einlaß in sein Ministerium des Innern gewährt. Das Verhalten der gesetzlich eingerichteten Körperschaften zu beobachten, diejenigen auf die Gränzen ihrer Befugnisse zurückzuweisen, welche sie übertraten, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, die Volksgesellschaften zu überwachen, für die Lebensmittel zu sorgen, Handel und Eigenthum zu beschützen, kurz: die ganze innere Verwaltung des Staates zu beaufsichtigen, das war die ungeheure Aufgabe, welcher sich Roland mit seltener Energie hingab. Täglich klagte er die Kommune an, verfolgte sie wegen ihrer Übergriffe, Verschwendungen und wegen der Absendung von Kommissarien, hielt ihre Briefe sowie die der Jakobiner auf und ließ, statt dieser, Berichte voller Mäßigung abgehen, welche überall die beste Wirkung hervorbrachten. Ferner beaufsichtigte er alles dem Staate zugefallene Vermögen der Ausgewanderten, bemühte sich aufs eifrigste um die Lebensmittel, suchte die Unordnungen in Schranken zu halten, zu denen das Fehlen derselben Anlaß gab und verdoppelte sich gleichsam, um den revolutionären Leidenschaften, wo er irgend könne, das Gesetz und die Kraft entgegegenzustellen. Man kann sich denken, welchen Unterschied die Jakobiner zwischen Pache

und Roland machen mußten. Die Familien der beiden Minister trugen gleichfalls dazu bei, diesen Unterschied noch merklicher zu machen. Die Frau und die Töchter Pache's erschienen in den Klubs, in den Sektionen, ja sogar in den Kasernen der Föderirten, die man gewinnen wollte und unterschieden sich durch einen gemeinen Jakobinismus von der gebildeten und stolzen Frau Rolands, deren Umgebung jene glänzenden und verhaßten Redner bildeten.

Pache und Roland waren daher die beiden Männer, um welche sich der Ministerrath gruppirte. Clavière, der Finanzminister, entzweite sich zwar bei seiner übergroßen Empfindlichkeit sehr häufig mit den anderen Ministern, schloß sich jedoch, wenn er wieder beruhigt war, immer aufs neue an Roland an. Lebrun, ein schwacher, aber wegen seiner Bildung zu den Girondisten sich hinneigender Mann, arbeitete viel mit Brissot. Diesen letzteren nannten die Jakobiner einen Ränkemacher und meinten, er beherrsche die ganze Regierung, weil er Lebrun in den diplomatischen Arbeiten unterstützte. Garat sah auf die Parteien von seinem hohen philosophischen Standpunkte herab, begnügte sich damit, sie zu beurtheilen und glaubte sich nicht gehalten, sie zu bekämpfen. Einer Unterstützung der Girondisten schien er sich deswegen überhoben zu glauben, weil er ihre Fehler gewahrte, und deshalb hielt er seine Unthätigkeit für echte Weisheit. Die Jakobiner aber ließen sich die Neutralität eines so ausgezeichneten Geistes als einen schätzenswerthen Vortheil gefallen und spendeten ihm dafür einige Lobsprüche. Monge endlich, ein mathematischer Kopf und erklärter Patriot, war wenig geneigt, den etwas unbestimmten Theorien der Girondisten beizutreten, befolgte das Beispiel Pache's, ließ sein Ministerium von den Jakobinern überschwemmen, hörte gern, ohne sich gerade von den Girondisten, denen er seine Erhebung verdankte, loszusagen, die Lobsprüche ihrer Gegner an und hatte so Antheil an der Beliebtheit des Kriegsministers.

So hatte zwar die Jakobinerpartei an Pache und Monge zwei nachgiebige Männer, an Garat einen gleichgültigen Philosophen, an

Roland aber, der Lebrun und Clavière für sich zu gewinnen und oft auch die anderen auf seine Seite zu ziehen wußte, einen unerbittlichen Gegner. Die Regierung des Staats befand sich mithin noch nicht in ihren Händen und sie wiederholten daher überall, es sei in der neuen Ordnung der Dinge nur ein König weniger, dies aber abgerechnet bestehe noch derselbe Despotismus, dieselben Ränke, dieselbe Verrätherei. Die Revolution, sagten sie, werde nicht früher vollständig und unumstößlich sein, als bis man den geheimen Urheber aller dieser Schliche und dieses Widerstandes vernichtet habe und dieser befinde sich nirgend anders als im Gefängnisse des Tempels.

Man erkennt hieraus die Kräfte der verschiedenen Parteien und den Zustand der Revolution beim Beginne des Prozesses Ludwig **XVI.** Dieser Fürst bewohnte mit seiner Familie den großen Thurm des Tempels. Die Kommune verfügte über die bewaffnete Macht und über die Polizei der Hauptstadt, mithin auch über die Wache im Tempel und ihrer finstern, stets mißtrauischen und wenig edelmüthigen Macht war die königliche Familie unterworfen. Da diese unglückliche Familie von einer Menschenklasse bewacht wurde, die weit unter den Mitgliedern des Konvents stand, so durfte sie weder die Mäßigung noch die Rücksichten erwarten, welche gute Erziehung und gebildete Sitten für das Unglück stets einflößen. Anfangs hatte man sie in dem kleinen Thurme untergebracht, später aber wurde sie in den großen hinüber geschafft, weil man glaubte, sie hier leichter und sicherer bewachen zu können. Ein Stockwerk hatte der König inne, das andere die Fürstinnen nebst den Kindern. Bei Tage ließ man sie zusammen und erlaubte ihnen die traurigen Stunden ihrer Gefangenschaft gemeinsam zu verleben.

Nur ein Bedienter hatte die Erlaubniß erhalten, ihnen in das Gefängniß zu folgen, der getreue Clery, welcher am 10. August nur mit genauer Noth dem Tode entgangen und dennoch nach Paris zurückgekehrt war, um die Personen in ihrem Unglück zu bedienen, die er früher bedient, in der glänzenden Zeit ihrer Macht. Er stand bei

Tagesanbruch auf und suchte sich gleichsam zu verdoppeln, um seinen Gebietern die zahlreiche Dienerschaft zu ersetzen, welche dieselbe vor Zeiten umgeben. Um 9 Uhr nahm man im Zimmer des Königs das Frühstück ein, um 10 Uhr versammelte sich die ganze Familie bei der Königin; dann beschäftigte sich Ludwig XVI. mit der Erziehung seines Sohnes. Er lehrte ihn einige Verse aus Racine und Corneille und brachte ihm später auch die ersten Anfangsgründe der Geographie bei, einer Wissenschaft, die er selbst mit vielem Eifer und Erfolg studirt hatte. Die Königin ihrerseits arbeitete an der Erziehung ihrer Tochter und beschäftigte sich dann nebst ihrer Schwester mit Stickereien. Um 1 Uhr wurde die ganze Familie, wenn das Wetter schön war, in den Garten geführt, um freie Luft zu schöpfen und machte hier einen kurzen Spaziergang. Mehrere Municipalbeamte und Offiziere der Wache begleiteten sie dabei und je nach den Umständen sahen sie zuweilen menschenfreundliche und gerührte oder auch harte und verächtliche Gesichter. Bei ungebildeten Männern ist der Edelmuth sehr gering und sie vergeben die Größe auch dann noch nicht gleich, wenn sie gestürzt ist. Man stelle sich die ungebildeten und groben Handwerker vor, welche diese Familie in ihrer Gewalt hatten, deren Macht sie lange ertragen und deren Verschwendung sie so lange bezahlt zu haben sich vorwarfen, und man wird begreifen, welche niedrige Rache sich dieselben zuweilen erlauben mußten. Oft hörten der König und die Königin tief verletzende Äußerungen und fanden an den Mauern der Höfe und Gänge die Ausdrücke eines Hasses angeschrieben, welchen die frühere Regierung oft verdient hatte, zu dem aber weder Ludwig noch seine Gemahlin jemals gerechten Anlaß gegeben. Doch hatten sie zuweilen auch eine Erquickung an verstohlenen Beweisen der Theilnahme und setzten diese schmerzlichen Spaziergänge ihrer Kinder wegen fort, denen Leibesübung noththat.

Während sie betrübt im Hofe des Tempels auf und ab gingen, bemerkten sie wol in den Fenstern der benachbarten Häuser viele ehemalige Unterthanen, welche noch jetzt Anhänglichkeit für ihre Gebie-

ter hegten und den engen Raum sehen wollten, auf den der entthronte Monarch beschränkt war.

Um 2 Uhr war der Spaziergang beendigt und das Mittagsessen wurde aufgetragen. Nach dem Essen schlief der König ein Weilchen und unterdeß arbeiteten seine Frau, seine Schwester und seine Tochter in aller Stille, während Clery in einem andern Zimmer mit den jungen Prinzen Kinderspiele trieb. Dann wurde etwas gemeinschaftlich vorgelesen, das Abendessen eingenommen und jeder kehrte in sein Gemach zurück; der Abschied war stets traurig, denn sie konnten einander nie ohne Schmerz verlassen. Der König las noch einige Stunden. Montesquieu, Buffon, der Geschichtschreiber Hume, das Buch von der Nachfolge Christi nebst einigen lateinischen und italienischen Klassikern waren seine gewöhnliche Lektüre. Als er den Tempel verließ, hatte er zweihundertfünfzig Bände durchgelesen.

So lebte der Monarch während seiner traurigen Gefangenschaft. Seit er ins Privatleben zurückgekehrt, war er allen seinen Tugenden zurückgegeben und wurde der Achtung jedes ehrenhaften Herzens würdig. Selbst seine Feinde konnten sich einer unwillkürlichen Rührung nicht enthalten, wenn sie ihn so einfach, ruhig und herzensrein sahen und hätten den Fehlern des Fürsten gern vergeben zu Gunsten der Tugenden des Menschen.

Die Kommune war ungemein mißtrauisch und wandte die lästigsten Vorsichtsmaßregeln an. Municipalbeamte verloren die Personen der königlichen Familie nie aus dem Auge und nur während des Schlafengehens gaben sie es zu, durch eine leichtverschlossene Thür von ihnen getrennt zu sein. Dann stellten sie ein Bett vor die Thür jedes Zimmers, um den Ausgang zu versperren und brachten hier die Nacht zu. Santerre machte mit seinem Generalstabe täglich einen Besuch in allen Zimmern des Thurmes und stattete darüber regelmäßigen Bericht ab. Die wachhabenden Municipalbeamten bildeten eine Art von permanentem Rath, welcher in einem Saale des

Thurmes seine Sitzungen hielt und beauftragt war, alle Befehle zu geben und die Wünsche der Gefangenen zu erfüllen. Anfangs hatte man Dinte, Feder und Papier im Gefängniß gelassen, bald aber nahm man alle diese Gegenstände, wie auch die scharfen Instrumente, als Tischmesser, Rasirmesser, Federmesser und Scheeren fort und stellte die kleinlichsten und beleidigendsten Untersuchungen an, um Alles zu entdecken, was etwa von solchen Geräthen noch versteckt sein könnte. Für die königlichen Damen war dies sehr beschwerlich, da sie jetzt weder ihre Nätherelen fortsetzen, noch ihre Kleider ausbessern konnten, die sich bereits in ziemlich schlechtem Zustande befanden, da sie seit ihrem Aufenthalt im Tempel nicht erneuert waren. Bei der Plünderung des Schlosses war fast Alles vernichtet, was zum persönlichen Gebrauch der königlichen Familie diente. Die Frau des englischen Gesandten schickte der Königin Wäsche und auf den Antrag des Königs ließ die Kommune für die ganze Familie welche machen. Kleider zu fordern fiel weder dem Könige noch der Königin ein; gewiß hätten sie welche bekommen, wenn sie den Wunsch ausgesprochen. An Geld gab man ihnen im September zweitausend Franks zu kleinen Ausgaben; seitdem aber wollte man ihnen keins mehr verabfolgen, weil man eine schlechte Anwendung desselben fürchtete; doch hatte der Verwalter des Tempels eine Summe erhalten und kaufte auf Begehren der Gefangenen die Gegenstände, deren sie bedurften.

Man darf die Schattenseite der menschlichen Natur nicht übertreiben, man darf nicht annehmen, daß die Hüter der gefangenen königlichen Familie mit ihrer fanatischen Wuth eine schändliche Nichtswürdigkeit verbanden und dieselbe aus Schadenfreude mit Entbehrungen quälten, um ihr dadurch die Erinnerung der vormaligen Größe desto schmerzlicher zu machen: nein, das Mißtrauen war die einzige Ursache, daß man ihr glaubte manches abschlagen zu müssen. Während die Furcht vor Verschwörungen und Verbindungen verbot, ihr im Innern des Gefängnisses mehr als einen Diener zu bewilligen, war eine zahlreiche Dienerschaft mit der Zubereitung ihrer Speisen

beschäftigt und in der vom Thurme etwas entfernten Küche befanden sich dreizehn Köche. Nach den Berichten über die Ausgaben im Tempel, in denen der größte Anstand beobachtet ist, welche die Gefangenen mit Rücksicht behandeln, ihre Mäßigkeit rühmen und Ludwig **XVI.** von dem niedrigen Vorwurfe freisprechen, als hätte er zu gern Wein getrunken, nach diesen Berichten, die durchaus unverdächtig sind, beliefen sich die Kosten der Tafel binnen zwei Monaten auf 28,745 Livres. Nur ein Bedienter aber durfte ins Gefängniß, um Clery in der Bedienung bei Tische zu helfen. Die Gefangenschaft erzeugt Schlauheit. Durch diesen Bedienten kamen zuweilen Nachrichten von dem, was draußen geschah, den Gefangenen zum Ohre. Clery hatte sein Herz zu gewinnen gewußt. Was sich draußen zutrug, hatte man die unglücklichen Gefangenen niemals wissen lassen; die Vertreter der Kommune begnügten sich damit, ihnen solche Journale mitzutheilen, welche von den Siegen der Republik sprachen und ihnen so alle Hoffnung raubten.

Clery hatte, um sie mit den Ereignissen bekannt zu machen, ein schlaues Mittel ersonnen, welches ihm sehr wohl gelang. Bei seinen Verbindungen, die er sich in der Stadt bewahrt, war es ihm möglich geworden, einen öffentlichen Ausrufer zu finden und zu bestechen, der sich unter den Fenstern des Tempels aufstellte und unter dem Vorwande Jonrnale zu verkaufen, den Hauptinhalt, so laut er konnte, vortrug. Da die Stunde festgesetzt war, stellte sich Clery an dasselbe Fenster, merkte sich was er hörte, neigte sich des Abends, wenn er die Vorhänge zusammenzog über das Bett des Königs hin und berichtete, was er erfahren. Das war die Lage der unglücklichen Familie, welche vom Thron herab in die Gefangenschaft gefallen, das die Weise, wie die schlaue Ergebenheit eines treuen Dieners das finstere Mißtrauen ihrer Hüter zu umgehen wußte.

Die Ausschüsse hatten endlich ihre Arbeit über den Prozeß Ludwig **XVI.** vorgelegt und Dufriche-Valazé einen ersten Bericht entworfen über die Thatsachen, welche man dem Könige vorwarf und

über die Beweisstücke zu ihrer Bestätigung. Da dieser Bericht zu lang war, um bis zu Ende vorgelesen zu werden, ließ der Konvent ihn drucken und an seine Mitglieder vertheilen. Am 7. November legte der Deputirte Maille im Namen des Gesetzgebungsausschusses den Bericht über die Hauptfragen vor, welche der Prozeß hervorrief:

Kann Ludwig XVI. gerichtet werden?

Welches Tribunal soll das Urtheil sprechen?

Das waren die beiden wesentlichen Fragen, welche die Gemüther beschäftigen und auf das Tiefste erregen sollten. Der Druck des Berichtes wurde auf der Stelle befohlen. In einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren ausgetheilt und in alle Sprachen übersetzt, verbreitete er sich bald über Frankreich und ganz Europa. Obgleich Billaud-Varennes verlangte, man solle die Frage der Vorgerichtstellung durch Zuruf entscheiden, wurde die Erörterung dennoch zum 13. vertagt.

Jetzt sollte der letzte Kampf stattfinden zwischen den Ideen der konstituirenden Versammlung und denen des Konvents. Er mußte um so heftiger sein, da das Ergebniß desselben das Leben oder der Tod eines Königs war. Die konstituirende Versammlung war ihren Gedanken nach demokratisch, in Hinsicht ihrer Gefühle aber monarchisch. Als sie daher den ganzen Staat nach Art einer Republik einrichtete, ließ sie aus einem Überrest von Zuneigung und Schonung für Ludwig XVI. das Königthum nebst den Befugnissen bestehen, die man demselben im System der gemäßigten Feudalmonarchie beilegt. Erblichkeit, ausübende Gewalt, Theilnahme an der Gesetzgebung und besonders Unverletzlichkeit sind die Vorrechte, welche man in der modernen Monarchie dem Throne zuerkennt und welche die erste Versammlung dem regierenden Hause gelassen hatte. Die Theilnahme an der Gesetzgebung und die ausübende Gewalt sind Befugnisse, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung verschieden sein können und die das Wesen des modernen Königthums nicht so sehr enthalten, als die Erblichkeit und Unverletzlichkeit.

Von diesen beiden letzteren sichert die eine die natürliche und fortwährende Vererbung des Königthumes, während die zweite dasselbe in der Person jedes Erbfolgers vor allen Angriffen schützt; beide endlich bilden etwas Dauerndes, Ununterbrochenes, etwas Unnahbares, das keine Strafe erreichen kann. Da das Königthum nur durch seine Minister handeln darf, welche für diese Handlungen verantwortlich sind, so ist es auch nur in seinen Agenten anzugreifen und man hat in diesen eine Stelle, an der man es bestrafen kann, ohne es zu erschüttern. Dahin hat sich die Feudalmonarchie mit der Zeit abgeändert, um sich zu versöhnen mit dem Grade von Freiheit, den die modernen Völker erreicht haben.

Dennoch hatte sich die konstituirende Versammlung genöthigt gesehen, diese Unverletzlichkeit einer Einschränkung zu unterwerfen. Die Flucht nach Varennes, die Unternehmung der Ausgewanderten führten sie zuletzt zu dem Gedanken, daß die Verantwortlichkeit der Minister eine Nation doch nicht vor allen Fehlern des Königthums sicher stelle. Sie hatte daher für den Fall gesorgt, wenn ein Monarch sich an die Spitze eines feindlichen Heeres stelle, um die Verfassung des Staats anzugreifen, oder sich nicht durch eine ausdrückliche Handlung einem solchen Unternehmen, zu dem man seinen Namen mißbrauche, widersetze. Für diesen Fall hatte sie den Monarchen nicht zwar den gewöhnlichen Gesetzen gegen die Felonie anheim gefallen, wol aber für abgesetzt erklärt; ein solcher Fall sollte angesehen werden, als habe er dem Königthum entsagt. Dies war der Wortlaut des von ihr erlassenen Gesetzes. Ihr dem Könige gemachter Vorschlag, die Konstitution anzunehmen und die Einwilligung von Seiten des Königs hatten diesen Vertrag unwiderruflich gemacht und die Versammlung war die feierliche Verpflichtung eingegangen, die Person des Monarchen als geheiligt anzusehen.

Eine solche Verpflichtung sah der Konvent sich gegenüberstehen, als er über das Schicksal Ludwig **XVI.** entscheiden wollte. Allein diese unter dem Namen des Konvents versammelten neuen Konsti-

tuanten behaupteten, an die Einrichtungen ihrer Vorgänger ebenso-wenig gebunden zu sein, als diese an die alten Institutionen des Lehnswesens; eine so reißendschnelle Umwandlung hatte sich der Geister bemächtigt, daß dem Geschlechte von 1792 die Gesetze des vorigen Jahres eben so abgeschmackt schienen, als die des 13. Jahrhunderts den Männern des Jahres 1789. Die Mitglieder des Konvents hielten sich nicht für gebunden durch ein Gesetz, das ihnen abgeschmackt erschien und erklärten sich in Aufstand gegen dasselbe, wie die Reichsstände gegen die Einrichtung der drei Stände.

Als daher am 13. November die Erörterung begann, traten zwei entgegengesetzte Systeme hervor: die einen bestanden auf der Unverletzlichkeit, die andern verwarfen sie durchaus. Die Ideen hatten einen solchen Umschwung erlitten, daß kein Konventsmitglied sie als gut an und für sich zu vertheidigen wagte und selbst ihre Verfechter für sie nur sprachen, wie für eine frühere Bestimmung, deren Vortheil einmal dem Monarchen zugefallen sei und die man nicht abstreiten könne, ohne einer vom Volke übernommenen Pflicht ungetreu zu werden. Aber selbst in dieser Gestalt wurde sie nur von einigen Deputirten vertheidigt und die Girondisten verdammten sie selbst aus diesem Gesichtspunkte; doch hielten sie sich fern von der Debatte und beobachteten kaltblütig den Streit zwischen den wenigen Verfechtern der Unverletzlichkeit und ihren zahlreichen Gegnern.

Zunächst, sagten die Gegner der Unverletzlichkeit, muß der, welcher eine Verpflichtung eingeht, das Recht dazu haben, wenn sie gültig sein soll; die Souveränität des Volkes aber ist unantastbar und darf sich nicht für die Zukunft binden. Wol kann die Nation, indem sie die Unverletzlichkeit abmachte, die ausübende Gewalt den Angriffen der gesetzgebenden unzugänglich gemacht haben; dies ist eine politische Vorsichtsmaßregel, deren Ursache man bei dem System der konstituirenden Versammlung begreift; allein, wenn sie dem König auch eine für alle konstituirenden Körperschaften unverletzliche Macht gab, so kann sie ihn doch nicht unverletzlich machen für sich selbst, weil sie

niemals der Befugniß entsagen darf, jeder Zeit Alles zu thun und Alles zu wollen; denn diese Befugniß bildet ihre unveräußerliche Allgewalt. Mithin hat sich die Nation gegen Ludwig **XVI.** nicht verpflichten können und man darf ihr eine Verpflichtung nicht entgegenhalten, die sie nicht eingehen durfte.

Wenn man aber auch zweitens eine solche Verpflichtung als möglich annähme, so müßte sie mindestens gegenseitig sein und dies ist sie in Bezug auf Ludwig **XVI.** niemals gewesen. Dieselbe Konstitution, auf welche er sich jetzt stützen will, hat er niemals gewollt, sondern gegen sie Einspruch gethan und nie aufgehört, an ihrer Zerstörung zu arbeiten, nicht allein durch innere Verschwörungen, sondern auch durch das Schwert der Feinde. Welches Recht hat er also, sie für sich geltend zu machen?

Aber man gebe sogar zu, die Verpflichtung sei möglich und gegenseitig, so müßte sie doch, um einige Gültigkeit zu haben, nicht unvernünftig sein. So begreift man allenfalls die Unverletzlichkeit hinsichtlich aller offenbaren Handlungen, für welche ein Minister statt des Königs verantwortlich ist. Bei allen Handlungen dieser Art giebt die Ministerverantwortlichkeit eine Bürgschaft und hier hört daher die Unverletzlichkeit, sofern sie eben nicht Straflosigkeit ist, wirklich auf, ein Unsinn zu sein. Allein ist denn auch bei allen geheimen Handlungen, bei verborgenen Verschwörungen, beim Einverständniß mit dem Feinde, kurz beim Verrath ein Minister da, um gegenzuzeichnen und verantwortlich zu sein? So würden diese letzteren Handlungen ungestraft bleiben, obgleich sie die schwersten und strafbarsten von allen sind. Das darf man nicht zugeben, man muß vielmehr anerkennen, daß der König, wenn auch unverletzlich in Hinsicht auf seine verwaltenden Handlungen, es zu sein aufhört hinsichtlich geheimer und verbrecherischer Thaten, welche die öffentliche Sicherheit gefährden.

So ist ein Deputirter unverletzlich in seinen gesetzgebenden, ein Gesandter in seinen diplomatischen Befugnissen, nicht aber bei andern

Thaten des Privatlebens. Die Unverletzlichkeit hat also Gränzen und es giebt Punkte, wo die Person des Königs aufhört unantastbar zu sein. Darf man sagen, daß die Absetzung die bestimmte Strafe für Treulosigkeit sei, die kein Minister verantwortet, so hieße das, die bloße Beraubung der Macht solle die einzige Strafe sein, die man dem Monarchen auferlege, weil er diese Macht schrecklich gemißbraucht. Soll das Volk, das er verrathen, dem Schwerte der Fremden und allen Plagen zugleich preisgegeben, sich damit begnügen, ihm zu sagen: Entferne dich? Das wäre eine illusorische Gerechtigkeit, und eine Nation darf sich nicht so ganz selbst vergessen, daß sie das Verbrechen ungestraft läßt, welches gegen ihr Dasein und gegen ihre Freiheit gerichtet war.

— In der That, sagten dieselben Redner, es bedarf einer bekannten, in einem frühern Gesetze enthaltenen Strafe, die man auf ein Verbrechen anwenden kann. Allein bestehen nicht die gewöhnlichen Strafen des Verrathes, sind nicht diese Strafen in allen Gesetzbüchern dieselben? Wußte nicht der Monarch aus der Sitte aller Zeiten und aller Länder, daß der Verrath ein Verbrechen ist? Wußte er nicht aus der Gesetzgebung aller Völker, daß dies Verbrechen mit der schrecklichsten Strafe geahndet wird? Außer einem Strafgesetz ist noch ein Gerichtshof erforderlich; aber hier ist ja die souveraine Nation, die jede Macht in sich vereinigt, sowol die, Krieg und Frieden zu beschließen, als die, Gesetze zu entwerfen und zu richten; hier ist sie ja mit ihrer Allmacht und Allgemeinheit, und es giebt keine Befugniß, die ihr nicht zukäme. Diese Nation ist der Konvent, der sie vertritt, mit dem Auftrage, Alles für sie zu thun, sie zu rächen, zu retten und ihr eine Verfassung zu geben.

— Der Kovent ist mithin befugt, Ludwig XVI. zu richten; er hat genügende Vollmacht; er ist das unabhängigste, das erhabenste Tribunal, das ein Angeklagter sich wählen könnte und wenn der König nicht Parteigänger oder feindliche Söldlinge braucht, um Recht zu erhalten, so kann er sich keine andern Richter wünschen.

Allerdings wird er dieselben Männer zu Anklägern und Richtern haben. Allein wenn man auch bei den gewöhnlichen Gerichtshöfen, welche in ihrem untergeordneten Kreise persönlichen und besondern Ursachen des Irrthums ausgesetzt sind, die Befugnisse trennt und nicht gestattet, daß die Ankläger zugleich die Entscheidung fällen, so sind diese Vorsichten doch in dem großen Rath des Volkes nicht mehr nöthig, da derselbe über alle Interessen und alle persönlichen Rücksichten erhaben steht. Das Volk kann sich nicht irren, und die Deputirten, welche es vertreten, theilen seine Unfehlbarkeit und Allmacht.

— Da mithin, fuhren die Gegner der Unverletzlichkeit fort, die im Jahre 1791 eingegangene Verpflichtung die Souveränetät der Nation nicht binden kann, da ferner diese Verpflichtung ohne Gegenseitigkeit war und überdies etwas Unsinniges enthielt, nämlich daß der Verrath ungestraft bleiben könne, so ist diese Verpflichtung durchaus nichtig und Ludwig **XVI.** kann in Anklagestand versetzt werden.

— Was die Strafe betrifft, so ist dieselbe zu allen Zeiten bekannt gewesen und befindet sich in allen Gesetzen. Der Gerichtshof aber ist der Konvent, als der mit aller gesetzgebenden, ausübenden und richterlichen Gewalt bekleidete Körper. Dieser Redner verlangte also mit dem Ausschuß: Ludwig solle gerichtet werden, und zwar durch den Nationalkovent; gewählte Kommissarien sollten einen erklärenden Bericht über die ihm zur Last gelegten Thatsachen entwerfen, er in Person erscheinen, um darauf zu antworten und ihm ein Beistand bewilligt werden, um sich zu vertheidigen; gleich nachdem man ihn gehört, möge der Konvent durch namentliches Abstimmen sein Urtheil aussprechen."

Die Vertheidiger der Unverletzlicheit ließen keinen der Gründe unbeantwortet und widerlegten das ganze System ihrer Gegner.

— Man behauptet, sagten sie, die Nation dürfe ihre Souveränetät nicht veräußern und dem Recht nicht entsagen, ein gegen sie selbst begangenes Verbrechen zu bestrafen; man behauptet ferner, die im

Jahre 1791 erklärte Unverletzlichkeit binde nur den gesetzgebenden Körper, nicht aber die Nation selbst. Zunächst, wenn es auch wahr ist, daß die Souveränetät der Nation sich nicht veräußern und dem Rechte entsagen darf, die Gesetze zu erneuern, so ist es doch eben so wahr, daß sie nichts über die Vergangenheit vermag; sie kann nicht bewirken, daß das, was einmal gewesen, plötzlich nicht sei, sie kann nicht verhindern, daß die von ihr gegebenen Gesetze ihre Wirkung haben und diejenigen freigesprochen werden, die nach jenen Gesetzen freizusprechen sind; sie kann zwar für die Zukunft erklären, daß die Monarchen nicht mehr unverletzlich sein sollen, die Vergangenheit aber kann sie nicht zurücknehmen, nicht verhindern, daß sie es sind, weil sie selbst sie dafür erklärt hat; sie kann besonders keine Verpflichtung aufheben, die sie mit einem Dritten eingegangen, dem gegenüber sie durch ihre Unterhandlung eine bloße Partei wurde. Mithin konnte sich die Souveränetät der Nation für eine Zeitlang allerdings binden; sie hat es auf eine unbeschränkte Weise gewollt, nicht blos für den gesetzgebenden Körper, dem sie jede gerichtliche Handlung gegen den König untersagte, sondern für sich selbst, denn der politische Zweck der Unverletzlichkeit wäre verfehlt gewesen, hätte man das Königthum nicht ebensowol gegen jeden Angriff von Seiten eingesetzter Behörden, als von Seiten der Nation selbst gesichert.

Was die mangelnde Gegenseitigkeit im Halten der Verpflichtung betrifft, so ist für Alles gesorgt, und die Verpflichtung selbst hat einen Mangel an Treue gegen dieselbe im Voraus berücksichtigt. Jede Art und Weise, diese Treue zu brechen, ist inbegriffen in dem schwersten Treubruche von allen, dem Kriege gegen die Nation, und mit der Absetzung bestraft, d. h. mit der Auflösung des zwischen Nation und König bestehenden Vertrages. Folglich ist die fehlende Gegenseitigkeit kein Grund, die Nation von ihrem Versprechen der Unverletzlichkeit zu entbinden.

Die eingegangene Verpflichtung war also eine wirkliche, unbeschränkte und bezog sich sowol auf die Nation als auf den gesetzgebenden

Körper; die Verletzung der Gegenseitigkeit ist berücksichtigt und kann kein Grund zur Nichtigkeit sein; man wird auch sehen, daß bei dem monarchischen System diese Verpflichtung nicht unvernünftig war, und nicht auf Grund der Sinnlosigkeit aufgehoben werden kann. Obgleich man es behauptet hat, so ließ dennoch diese Unverletzlichkeit kein Verbrechen unbestraft. Die ministerielle Verantwortlichkeit bezieht sich auf alle Handlungen; weil ein König ohne Vermittler eben so wenig Verschwörungen machen, als regieren kann, so fand mithin die öffentliche Gerechtigkeit stets ihre Anwendung. Jene geheimen Verbrechen endlich, die sich von den offenbaren Fehlern der Verwaltung unterscheiden, waren gleichfalls berücksichtigt und mit der Strafe der Absetzung bedroht, denn bei dieser Gesetzgebung lief jeder Fehler von Seiten des Königs auf die Aufhebung seiner Befugnisse hinaus.

— Man hat hiergegen eingewandt, die Entsetzung sei keine Strafe, sondern nur gleichsam die Wegnahme eines vom Monarchen gemißbrauchten Instruments; allein bei einem System, in welchem die Person des Königs unangreifbar sein sollte, kam es nicht auf die Strenge der Strafe am meisten an, weil der wesentliche Zweck desselben ein politischer war, dieser aber durch die Wegnahme der Gewalt erreicht wurde. Ist übrigens der Verlust des ersten Thrones der Welt keine Strafe? Ist es nicht ein schrecklicher Schmerz, eine Krone zu verlieren, mit der man geboren, unter der man gelebt und zwanzig Jahre Verehrung genossen? Kommt diese Strafe für solche Herzen, die groß gewachsen in der obersten Stellung, nicht der Todesstrafe gleich?

— Wäre übrigens auch die Strafe wirklich zu mild, so ist sie doch ausdrücklich abgemacht, und das Nichtzureichende einer Strafe kann kein Grund sein, ein Gesetz für null und nichtig zu erklären. Es ist Gebrauch bei der Kriminalgesetzgebung, daß alle Fehler derselben dem Beklagten zu Gute kommen, weil man nicht den Schwachen, Waffenlosen die Irrthümer des Starken darf tragen lassen. Die als gültig

und unumschränkt nachgewiesene Verpflichtung enthielt mithin nichts Unsinniges; Straflosigkeit war in ihr keineswegs ausgemacht und der Verrath sollte nach ihr seine Züchtigung finden. Wir brauchen daher weder zum Naturrecht, noch zur Nation zurückzugehen, da die Absetzung bereits durch ein früheres Gesetz ausgesprochen ist. Der König hat diese Strafe bereits erlitten, ohne daß ein Tribunal sie ausgesprochen und zwar in der einzig möglichen Form, in der eines Volksaufstandes. Da er gegenwärtig entthront und außer Stand gesetzt ist, zu handeln, kann Frankreich weiter nichts gegen ihn thun, als polizeiliche Maßregeln zu seiner Sicherheit treffen. Es möge ihn von seinem Gebiete verbannen zu seiner eignen Sicherheit, es möge ihn zurückbehalten, wenn es will, bis der Friede geschlossen ist, oder ihn im Privatleben wieder einen einfachen Mann werden lassen: das aber ist Alles, was Frankreich soll und kann. Es ist also nicht nothwendig, ein Gericht einzusetzen und die Befugniß des Konvents zu prüfen. Am 10. August war für Ludwig XVI. Alles beendigt: am 10. August hörte er auf, König zu sein, am 10. August wurde er vor Gericht gestellt, verurtheilt, abgesetzt und Alles war zwischen ihm und der Nation abgemacht.

Das war die Antwort, welche die Verfechter der Unverletzlichkeit ihren Gegnern entgegenhielten. Verstand man die Volkssouveränetät, wie sie damals verstanden ward, so war sie siegreich und alle Beweise des Gesetzgebungsausschusses nichts als mühsame Trugschlüsse ohne Offenheit und Wahrheit.

Dies wurde von beiden Seiten in der regelmäßigen Erörterung gesagt. Allein die Aufregung der Gemüther und Leidenschaften erzeugt ein andres System und eine andre Ansicht. Im Jakobinerklub und in der Reihe der Bergpartei fragte man sich bereits, ob überhaupt eine Erörterung, ein Gericht, kurz, ob Formen nöthig seien, um sich von dem zu befreien, den man einen Tyrannen nannte, welchen man mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, als er das Blut des Volks vergoß. Diese Ansicht hatte einen furchtbaren Ver-

treter an dem jugendlichen Saint-Just, einem strengen und kaltblütigen Fanatiker, der schon als zwanzigjähriger Jüngling den Plan einer idealen Gesellschaft entwarf, in welcher unbeschränkte Gleichheit, Sitteneinfalt, Strenge und unzerstörbare Kraft herrschen sollte. Schon lange vor dem 10. August trug sich seine düstere Phantasie mit dieser übernatürlichen Gesellschaft herum, und ihn hatte der Fanatismus zu demselben äußersten Punkte menschlicher Ansichten hingeführt, welchen Robespierre nur vermöge seines Hasses erreicht hatte. Erst vor kurzem war er als ein ganz neuer Mensch mitten in die Revolution hineingerathen und hatte, noch fremd allen ihren Kämpfen und Fehlern, so wie ihren Verbrechen, seiner heftigen Ansicht wegen zur Bergpartei gehörend, bisher noch keinen allgemeinen Ruf erlangt, obgleich er die Jakobiner durch die Kühnheit seines Geistes entzückte und den Konvent durch seine Talente für sich einnahm. Seine stets wohlaufgenommenen aber nicht immer verstandenen Ideen erhielten erst dann volle Wirksamkeit, wenn sie von Robespierre gestohlen, gemein verständlicher, klarer und rednerischer vorgetragen wurden.

Er sprach nach Morrisson, dem eifrigsten Vertheidiger der Unverletzlichkeit. Da er noch keine Zeit gehabt, sich Haß zuzuziehen, so wandte er keine Persönlichkeiten gegen seine Gegner an, sondern schien anfangs nur über die Kleinlichkeit der Versammlung und ihrer spitzfindigen Erörterungen entrüstet sein*).

— Was, sagte er, Ihr, der Ausschuß, Ihr, seine Gegner, Ihr sucht mühsam nach Formen, um den vormaligen König zu richten? Ihr sucht einen Bürger aus ihm zu machen, ihn zu diesem Range zu erheben, um Gesetze zu finden, die auf ihn angewendet werden könnten? Ich dagegen behaupte, daß der König kein Bürger ist, daß er wie ein Feind gerichtet werden muß, den man nicht sowol zu richten als zu bekämpfen hat, daß er in dem Vertrage, welcher die Franzosen ver-

*) Sitzung vom 15. November.

einigt, nichts zu bedeuten hat, mithin die Formen des Gesetzes nicht in dem bürgerlichen Gesetze, sondern in dem Gesetze des Völkerrechts ..."

Saint-Just sah mithin in dem Prozesse nicht eine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage. — „Einen König wie einen Bürger richten! die Nachwelt wird erstaunen über dieses Wort. Richten, heißt das Gesetz anwenden, und ein Gesetz ist ein rechtliches Verhältniß: welches rechtliche Verhältniß, frage ich, besteht denn zwischen der Menschheit und den Königen?

— Regieren wollen ist schon ein Verbrechen, ein Raub, den nichts freisprechen kann; ein Volk ist strafbar, wenn es diesen Raub duldet und Jeder hat gegen denselben ein persönliches Recht. Man kann nicht unschuldig regieren, der Unsinn ist zu groß; wir müssen diesen Raub so behandeln, wie die Könige einen Angriff auf ihre angemaßte Gewalt behandeln. Hat man nicht dem Andenken Cromwells den Prozeß gemacht, weil er die Macht Karls I. an sich gerissen und gewiß, der eine war um nichts mehr ein Usurpator, als der andere, denn wenn ein Volk feig genug ist, sich von Tyrannen beherrschen zu lassen, so gehört die Herrschaft dem Ersten, der sich ihrer bemächtigt und ist auf dem Haupte des einen nicht geheiligter und berechtigter als auf dem Haupte des andern."

Saint-Just ging darauf zu der Formenfrage über und fand in ihr nur neue Fehler ohne Sinn und Zusammenhang. Die Formen im Prozesse sind weiter nichts als Heuchelei; nicht die Art des Verfahrens hat alle Rache der Völker an den Königen gerechtfertigt, sondern das Recht der Gewalt gegen die Gewalt.

— Man wird eines Tages erstaunen, rief er aus, daß man im 18ten Jahrhundert noch nicht so weit war, als zur Zeit Cäsars: damals wurde der Tyrann mitten im Senat, ohne eine andere Formalität als dreiundzwanzig Dolchstiche, und ohne ein anderes Gesetz hingeopfert als das der Freiheit Roms. Heute aber macht man

einem Menschen mit Hochachtung den Prozeß, der das Volk gemordet und der auf frischer That ergriffen wurde."

Indem Saint-Just die Frage von einem Gesichtspunkte faßte, welche Ludwig XVI. durchaus fremd war, erhob er sich gegen die Spitzfindigkeit und übertriebene Genauigkeit aller Geister, die, wie er sagte, allen großen Dingen nur schaden könne. Das Leben Ludwigs XVI. habe nichts zu bedeuten, nur der Geist, den seine Richter bewiesen, beunruhige, nur die Mäßigung, die sie von selbst annehmen wollten, verwundere ihn.

— Die Männer, welche Ludwig richten sollen, haben eine Republik zu gründen, und wer die gerechte Züchtigung eines Königs für etwas bedeutsames hält, der wird niemals eine Republik zu Stande bringen. ... Seit der Lesung des Berichts zeigt sich eine gewisse Unsicherheit, Jeder bringt mit dem Prozesse des Königs seine besondern Interessen in Verbindung, die einen scheinen sich vor der künfti- Strafe ihres Muthes zu fürchten, die andern haben der Monarchie noch nicht entsagt und diese fürchten ein Beispiel von Tugend, das ein Band der Einigkeit sein würde ...

— Wir richten uns alle mit Strenge, ja ich kann sagen mit Wuth, nur die Energie des Volkes und der Freiheit wünschen wir zu mäßigen, während man den gemeinsamen Feind kaum noch anklagt und alle Welt entweder aus Schwäche oder weil sie in das Verbrechen verwickelt ist, sich bedenklich ansieht, bevor sie den ersten Schlag führt.

— Bürger, wenn das römische Volk nach sechshundert Jahren der Tugend und des Königshasses, wenn Großbritannien nach Cromwells Tode trotz seiner Energie die Könige wieder erstehen sah, was müssen nicht erst bei uns die guten Bürger, welche Freunde der Freiheit sind, fürchten, wenn sie sehen, wie das Beil zittert in unsern Händen, wenn sie sehen, wie ein Volk vom ersten Tage der Freiheit an Achtung hegt vor der Erinnerung an seine Ketten? Welche Republik wollt Ihr denn errichten bei unsern persönlichen Kämpfen und

bei unsrer gemeinsamen Schwäche ... ich werde es niemals aus den Augen verlieren, daß derselbe Geist, welcher den König richtet, auch der Geist ist, der die Republik begründen soll ... Eure Philosophie bei diesem Urtheil wird der Maßstab eurer Freiheit in der Konstitution sein."

Doch gab es auch Geister, welche, minder fanatisch als Saint-Just, einen richtigern Standpunkt anzunehmen und die Sache der Versammlung von einer gerechtern Seite zu zeigen suchten. — Denkt, sagte Rouzet (Sitzung vom 15. November), denkt an die Stellung des Königs in der Konstitution vom Jahre 1791. Er stand der Volksvertretung gegenüber als Nebenbuhler; war es nicht natürlich, daß er so viel als möglich von der Gewalt wieder zu erlangen suchte, die er verloren? Habt Ihr nicht selbst ihm diese Bahn eröffnet und ihn veranlaßt zu dem Kampfe mit der gesetzgebenden Gewalt! Wohlan, er ist besiegt in diesem Kampfe; er steht allein, entwaffnet und gedemüthigt vor fünfundzwanzig Millionen und diese fünfundzwanzig Millionen sollten die überflüssige Schändlichkeit begehen, den Besiegten zu opfern? Und hat nicht Ludwig **XVI.** jenen unauslöschlichen Hang zur Herrschsucht, der jedes Menschenherz erfüllt, in seiner Brust mehr unterdrückt als irgend ein Herrscher der Welt? Hat er nicht im Jahre 1789 einen Theil seiner Gewalt freiwillig zum Opfer gebracht, hat er nicht einem Theil der Rechte entsagt, die seine Vorgänger sich auszuüben erlaubten, hat er nicht auf seinen Domänen die Leibeigenschaft abgeschafft? Hat er nicht philosophische Minister in seinen Rath berufen, und selbst solche erfahrene Männer, welche die öffentliche Stimme ihm bezeichnete? Hat er nicht die Reichsstände einberufen und dem dritten Stande einen Theil seiner Rechte wiedergegeben?"

Faure, Deputirter der untern Seine, war noch kühner; er erinnerte sich an das Benehmen Ludwig **XVI.** und wagte es, das Andenken an dasselbe wieder zu erwecken.

— Der Wille des Volkes, sagte er, konnte eben so gut gegen Titus, als gegen Nero wüthen, wenn er ihm auch kein andres Verbrechen zur Last gelegt, als die vor Jerusalem begangenen. Welches aber sind die Verbrechen, die ihr Ludwig XVI. vorwerft? Ich habe meine ganze Aufmerksamkeit angestrengt und doch in den Beweisstücken weiter nichts gefunden, als die Schwäche eines Mannes, der sich jeder Hoffnung überläßt, die man ihm macht, sein altes Wesen wiederzuerlangen. Und ich behaupte, daß alle in ihrem Bett ruhig gestorbenen Monarchen strafbarer gewesen sind als er. Selbst der gute Ludwig XII. war tausendmal verbrecherischer, als er eines persönlichen Zwistes wegen fünfzigtausend Franzosen in Italien hinopferte. Civilliste, Veto, Ministerwahl, Weiber, Verwandte und Höflinge, das waren die Verführer Capet's und welche Verführer! Ich rufe Aristides und Epiktet an, ob ihre Festigkeit solche Proben bestanden hätte! Es ist das Herz des schwachen Sterblichen, auf welches ich meine Grundsätze oder meine Irrthümer begründe. Erhebt euch zur ganzen Größe der Volksouveränität, begreift die ganze Großherzigkeit, die eine solche Macht mit sich bringen muß: ruft Ludwig XVI. nicht als einen Schuldigen, sondern nur als einen Frnnzosen vor eure Schranken und sagt ihm: die dich früher auf den Schild erhoben und zu ihrem Könige ernannt, sie setzen dich heute ab, denn du hattest versprochen ihr Vater zu sein und bist es nicht gewesen... Mache dein Benehmen als König wieder gut durch deine Tugend als Bürger.

Bei der ungewöhnlichen Aufregung der Geister war Jedermann geneigt, die Frage von einem verschiedenen Gesichtspunkt anzusehen.

Fauchet, der konstitutionelle Priester, der sich schon im Jahre 1789 dadurch berühmt gemacht, daß er die Sprache der Revolution auf die Kanzel gebracht, fragte, ob die Gesellschaft ein Recht habe, die Todesstrafe zu verfügen *). — Hat die Gesellschaft das Recht, sagte er, ei-

*) Sitzung vom 13. November.

nem Menschen ein Leben zu rauben, welches sie ihm nicht gegeben? Ohne Zweifel muß sie für ihr Fortbestehen sorgen, aber kann sie dies wirklich nur durch Tödtung des Schuldigen? Und wenn sie es durch andre Mittel vermag, hat sie dann nicht ein Recht, sie anzuwenden? Bei der gegenwärtigen Angelegenheit findet diese Wahrheit vor allen Dingen ihre Anwendung. Wie? dem öffentlichen Wohle, der Kräftigung der entstehenden Republik wollt ihr Ludwig zum Opfer bringen? Wird sein ganzes Geschlecht an dem Schlage sterben, welcher ihn trifft? Folgt nicht nach dem System der Erblichkeit ein König nach dem andern? Habt ihr euch durch den Tod Ludwigs XVI. schon von den Rechten befreit, welche eine ganze Familie durch mehrhundertjährigen Besitz erlangt zu haben glaubt? Die Vernichtung eines Einzelnen hilft also nichts. Laßt im Gegentheil das gegenwärtige Oberhaupt, welches allen andern den Zugang zur Macht verwehrt, fortleben, laßt ihn fortleben mit dem Hasse, den seine Unschlüssigkeit allen Aristokraten einflößt, laßt ihn fortleben mit seiner anerkannten Schwäche und mit der Demüthigung seiner Niederlage, so werdet ihr ihn minder zu fürchten haben als jeden andern. Laßt diesen entthronten König herumirren in dem weiten Gebiet eurer Republik, ohne das Gepränge der Größe, das ihn früher umgab; beweist, wie wenig ein König ist, wenn man ihn auf sich selbst beschränkt; zeigt eine tiefe Verachtung gegen die Erinnerung an das, was er einst war, so braucht ihr diese Erinnerung nicht mehr zu fürchten, so habt ihr der Menschheit eine große Lehre gegeben, so habt ihr für die Republik, für ihre Sicherheit und ihre Aufklärung mehr gethan, als wenn ihr Blut vergießt, das euch nicht gehört. Den Sohn Ludwig XVI., setzte Fauchet hinzu, wollen wir, wenn er ein Mann werden kann, zu einem Bürger machen, gleich dem jungen Egalité. Er wird kämpfen für die Republik und wir dürfen nicht befürchten, daß auch nur ein einziger Krieger der Freiheit ihn unterstütze, sollte er jemals so wahnsinnig sein, an Verrath seines Vaterlandes zu denken.

— So laßt uns den Völkern zeigen, daß wir gar nichts fürchten und sie auffordern, unserm Beispiel zu folgen; mögen sie alle einen europäischen Kongreß bilden, ihre Herrscher absetzen und diese elenden Wesen ihr jämmerliches Leben hinschleppen lassen durch die Republiken! Man möge ihnen sogar eine kleine Pension bewilligen, denn sie sind so durch und durch zu allem untauglich, daß nicht einmal die Noth sie lehren würde, ihr Brod zu verdienen. Gebt dieses große Beispiel der Abschaffung einer barbarischen Strafe. Unterdrückt das ungerechte Blutvergießen und heilt vor allen Dingen das Volk von seinem Blutdurst, welcher leicht niederträchtige Menschen anreizen könnte, sich seiner zum Sturz der Republik zu bedienen. Bedenkt, daß barbarische Menschen noch fünfzigtausend Köpfe von euch verlangen und ihr ihnen auch nicht einen abschlagen könnt, sobald ihr den des vormaligen Königs preisgegeben.

— Verhindert die Verbrechen, welche die Republik für lange Zeit aufregen, die Freiheit entehren, ihre Fortschritte verlangsamen und der Beglückung der Welt schaden würden.

Diese Erörterung dauerte vom 13. bis 30. November und verursachte eine allgemeine Aufregung. Diejenigen, deren Geist von der neuen Ordnung der Dinge noch nicht ganz ergriffen war und die noch einige Erinnerung aus dem Jahre 1789 an die Güte des Königs und an die Liebe, deren er genoß, im Herzen bewahrten, konnten es nicht begreifen, wie sich dieser König urplötzlich sollte in einen Tyrannen verwandelt haben und auf das Blutgerüst geführt werden. Selbst wenn sie seine Einverständnisse mit dem Auslande zugaben, schoben sie doch diesen Fehltritt auf seine Schwäche, auf seine Umgebung, auf die unbesiegliche Liebe zur erblichen Macht und waren empört von dem Gedanken einer entehrenden Hinrichtung; doch wagten sie nicht offen zu Gunsten Ludwig XVI. aufzutreten. Die erst kürzlich überstandene Gefahr des Einfalls der Preußen und die allgemein verbreitete Ansicht, daß der Hof die geheime Ursache dieser Überschreitung unsrer Gränzen sei, hatten eine Erbitterung erzeugt, welche auf

den unglücklichen Monarchen zurückfiel und gegen welche sich Niemand zu erheben wagte. Man begnügte sich damit, denen einen ganz allgemeinen Widerstand zu leisten, welche nach Rache verlangten und bezeichnete sie als die Anstifter von Unruhen, als Septembermänner, welche Frankreich unter Blut und Trümmern begraben wollten. Ohne gerade Ludwig XVI. namentlich zu bezeichnen, forderte man Mäßigung gegen besiegte Feinde. Man rieth, auf der Hut zu sein gegen eine heuchlerische Energie, welche durch Todesstrafe die Republik zu vertheidigen scheine, aber weiter nichts wolle, als sie durch Schrecken knechten und sie Europa gegenüber bloßstellen. Die Girondisten hatten noch nicht das Wort genommen und ihre Meinung wurde mehr nur vermuthet als bestimmt gekannt; die Bergpartei benutzte diese Gelegenheit sie anzuklagen und behauptete, sie wollten Ludwig XVI. retten. Allein sie waren in dieser Angelegenheit selbst noch nicht mit sich einig, denn obgleich sie einerseits die Unverletzlichkeit zurückwiesen und Ludwig XVI. für schuldig hielten an dem Einbruch der Fremden, so ließen sie sich doch andrerseits durch die Größe des Unglücks rühren, waren bei jeder Gelegenheit geneigt, sich der Heftigkeit ihrer Gegner zu widersetzen, wußten nicht recht, auf welche Seite sie sich schlagen sollten und beobachteten ein zweideutiges drohendes Schweigen.

Auch eine andere Frage brachte in diesem Augenblick die Gemüther in Aufregung und rief nicht weniger Unruhen hervor, als die eben genannten, die Frage der Lebensmittel, welche in allen Zeiten der Revolution eine Hauptursache der Zwietracht bildeten.

Man hat bereits gesehen, wie viel Mühe und Noth Bailly und Necker im Jahre 1789 gehabt: dieselben Schwierigkeiten traten gegen Ende des Jahres 1792 noch drohender hervor und in Gesellschaft der gefährlichsten Bewegungen. Das Stocken des Handels mit allen solchen Gegenständen, welche nicht zu den nothwendigsten Bedürfnissen gehören, kann freilich der Industrie Schaden bringen und mit

der Zeit auf die arbeitenden Klassen wirken; wenn aber das Hauptnahrungsmittel, das Getreide zu fehlen anfängt, so ist Unruhe und Verwirrung die unmittelbare Folge davon. Daher hatte auch die frühere Polizei die Sorge für die Lebensmittel mit in ihre Pflichten gezogen als einen Verwaltungszweig, der mit der öffentlichen Ruhe auf das innigste zusammenhänge.

Zwar fehlte es im Jahre 1792 nicht an Getreide, doch war die Ernte durch die Jahreszeit verspätet und hatte, weil es an Arbeitskräften fehlte, nicht zeitig genug ausgedroschen werden können. Doch war der Hauptgrund der Noth ein anderer: eben so wie im Jahre 1789 schreckte auch im Jahre 1792 der Mangel an Sicherheit und die Furcht vor Plünderungen unterweges so wie vor Zwangsmaßregeln auf den Märkten die Ackerwirthe zurück, ihre Waaren herbeischaffen. Sogleich schrie man über Wucher und erhob sich besonders gegen die reichen Gutsbesitzer, die man Aristokraten nannte und meinte, ihre zu ausgedehnten Ländereien müßten vertheilt werden. Je mehr man aber auf sie erzürnt wurde, desto minder waren sie geneigt, auf den Märkten zu erscheinen und desto ärger wurde die Noth. Auch die Assignaten trugen dazu bei, dieselbe zu vermehren. Viele Grundbesitzer verkauften ihre Erzeugnisse nur, um zu sammeln; sie mochten nicht ein der Veränderung unterworfenes Papier aufhäufen und zogen es daher vor, ihr Getreide zu behalten. Da auf diese Weise das Getreide täglich seltner, die Assignaten aber immer häufiger wurden, so war das Mißverhältniß zwischen dem Zeichen und der Sache im fortwährenden Wachsen begriffen und die Theuerung nahm auf eine immer fühlbarere Weise zu. Wie es bei jeder Hungersnoth gewöhnlich zu geschehen pflegt, so erzeugte die Furcht die Vorsorge und Jeder wollte sich Vorräthe verschaffen. Familien, Municipalitäten und Regierung machten beträchtliche Aufkäufe und dadurch mußte die Waare noch seltner und theurer werden. Besonders beging die Pariser Municipalität einen schweren und schon sehr alten Fehler. Sie kaufte in den benachbarten Departements Getreide auf und veräu-

ßerte es unter dem Einkaufspreise in der doppelten Absicht, dem Volke zu helfen und sich noch beliebter zu machen. Die Folge davon war, daß die Kaufleute, die eine solche Konkurrenz nicht aushalten konnten, sich vom Markte zurückzogen, während zugleich die Landleute, durch den niedrigen Preis angezogen, einen Theil der Lebensmittel, welche die Polizei mit großen Kosten zusammenbrachte, wieder zurückkaufen konnten.

Diese falschen Maßregeln, welche aus unrichtigen ökonomischen Ideen und übertriebenem Streben nach Beliebtheit hervorgingen, tödteten den Handel, der besonders der Stadt Paris nothwendig ist, wo man auf einem kleinen Raume stets eine größere Masse von Getreide aufhäufen muß, als irgend wo anders. Die Ursachen der Noth waren also sehr zahlreich; die Furcht, welche die Ackerwirthe von den Märkten fern hielt, die durch die Assignaten bewirkte Vertheuerung, die Gier, sich mit Vorräthen zu versehen und endlich das Dazwischentreten der Pariser Municipalität, welche durch ihre mächtige Konkurrenz den Handel störte.

Es läßt sich leicht errathen, welchen Weg bei solchen Schwierigkeiten die beiden Parteien einschlagen mußten, welche sich in die Souveränetät Frankreichs theilten. Die heftigen Geister, welche bisher jeden Widerstand durch Vernichtung der Widerstehenden beseitigen gewollt, um die Verschwörungen zu hindern und alle diejenigen hingeopfert, die sie in Verdacht hatten, ihre Gegner zu sein, diese Männer wußten auch zur Beseitigung der Noth nur ein Mittel, die Gewalt. Sie verlangten, man solle die Ackerwirthe mit Gewalt aus ihrer Unthätigkeit herausreißen, sie nöthigen, die Märkte zu besuchen und zwingen, ihre Waaren zu einem festen Preise durch die Kommune kaufen zu lassen. Das Getreide sollte die Orte nicht verlassen und sich nicht in den Speichern der sogenannten Wucherer aufhäufen. Sie verlangten also das gezwungene Erscheinen der Handeltreibenden auf den Märkten, einen bestimmten Preis oder Maximum, die Verhinderung alles Umsatzes, kurz Gehorsam des Handels gegen ihre Wünsche,

nicht durch den gewöhnlichen Reiz des Gewinnes erzeugt, sondern durch Furcht vor Strafe und Tod.

Die Gemäßigten dagegen wünschten, man solle den Handel wieder in Gang kommen lassen, die Befürchtungen der Ackerwirthe beseitigen, sie ihre Preise frei bestimmen lassen, ihnen den Reiz eines freien, sichern und vortheilhaften Austausches vorhalten und den Umsatz aus einem Departement ins andere gestatten, um auch denen zu helfen, die selbst kein Getreide erzeugten. Sie waren auch gegen die Taxe, gegen Behinderungen aller Art und verlangten mit den Ökonomisten vollständige Freiheit des Getreidehandels für den ganzen Umfang Frankreichs. Nach Barbaroux' Rath, der mit diesen Gegenständen hinlänglich vertraut war, trugen sie darauf an, daß man die Ausfuhr ins Ausland einer Abgabe unterwerfe, welche mit dem Preise zugleich wachse und sie dann schwieriger mache, wenn die Waare nöthiger gebraucht werde. Das Dazwischentreten der Verwaltung wollten sie nur behufs Einrichtung besonderer Märkte zugeben und Strenge nur gegen die Ruhestörer angewendet wissen, welche sich auf den Landstraßen und Märkten Gewaltthätigkeiten gegen die Ackerwirthe erlaubten; endlich riefen sie jede Anwendung von Strafen hinsichtlich des Handels zurück, denn die Furcht, meinten sie, sei zwar ein Mittel zur Hemmung, niemals aber ein Mittel, Thätigkeit zu erzeugen; sie könne die Leute zwar lähmen, nie aber beleben.

Wenn eine Partei in einem Staate herrschend wird, so wirft sie sich zur Regierung auf und hegt als solche bald die gewöhnlichen Wünsche und Vorurtheile jeder Regierung; sie möchte dann alle Dinge um jeden Preis vorwärts bringen und die Gewalt als Universalmittel anwenden. Daher kam es, daß die glühenden Freunde der Freiheit die Vorliebe jeder Regierung für Prohibitivsysteme hatten und diejenigen für Gegner hielten, welche bei ihrer größeren Mäßigung die Freiheit nicht nur als Zweck, sondern auch als Mittel wollten und deshalb Sicherheit selbst für ihre Feinde, Langsamkeit in den Formen

der Rechtssprechung und unbeschränkte Freiheit des Handels verlangten.

Die Girondisten machten daher alle die Systeme geltend, die von denkenden Köpfen gegen die Verwaltungstyrannei aufgestellt sind; statt aber wie sonst eine Regierung vor sich zu haben, die, von der öffentlichen Stimme stets verurtheilt, sich vor sich selbst schämen muß, trafen diese neuen Ökonomisten auf Geister, welche, von dem Gedanken des Gemeinwohls berauscht, überzeugt waren, daß die zu diesem Zweck angewandte Gewalt nur die Energie der Wohlthätigkeit sei.

Diese Erörterung gab einen andern Anlaß zu schweren Vorwürfen. Roland beschuldigte täglich die Kommune mit den Lebensmitteln Veruntreuungen zu begehen und sie dadurch in Paris zu vertheuern, daß sie den Preis aus eitelm Streben nach Berühmtheit herabsetze. Die Bergpartei beschuldigte dagegen wieder Roland, er mißbrauche beträchtliche Summen, die seinem Ministerium zum Ankauf von Getreide anvertraut seien. Er sei das Oberhaupt der Wucherer und werfe sich zum eigentlichen Diktator Frankreichs auf, indem er sich der Lebensmittel bemächtige.

Während man in der Versammlung über diesen Gegenstand stritt, kam es in einigen Departements, besonders der Eure und Loire zum Aufstande. Über den Brodmangel erbittert und von den Pfarrern aufgehetzt, warfen die Landleute dem Konvent vor, er sei die Ursache aller Leiden und während sie sich beschwerten, daß er nicht einen festen Preis für das Getreide bestimmen wolle, beschuldigten sie ihn zugleich, er strebe, danach die Religion zu vernichten. An dem letzteren Vorwurf war Cambon schuld. Da er überall, wo es nicht den Krieg betraf, eifrig zu sparen suchte, hatte er gemeint, man möge die Kosten des Gottesdienstes aufheben und wen nach der Messe verlange, der solle sie auch selbst bezahlen. Deshalb sagten die Empörer sogleich, man richte die Religion zu Grunde und warfen so, in einem seltenen Widerspruch befangen, dem Konvent gleichzeitig seine Mäßigung in Bezug

auf die Lebensmittel und seine Gewaltsamkeit in Bezug auf die Religion war. Zwei Mitglieder, welche die Versammlung abschickte, fanden in der Umgegend von Courville eine Zusammenrottung von mehreren Tausend Bauern, die sich mit Heugabeln und Jagdflinten bewaffnet hatten; sie sahen sich genöthigt, um nicht getödtet zu werden, die Getreidetaxe zu unterzeichnen. Sie gaben nach; aber der Konvent mißbilligte ihr Verfahren, sagte, sie hätten lieber sterben sollen und erklärte die von ihnen unterzeichnete Taxe für null und nichtig. Man schickte die bewaffnete Macht ab, um die Zusammenrottungen auseinanderzutreiben.

So begannen die Unruhen im Westen, herbeigeführt durch Elend und Anhänglichkeit an die Religion.

Auf Dantons Vorschlag erklärte die Versammlung, um die Bevölkerung im Westen zu beruhigen, daß sie keinesweges beabsichtige, die Religion abzuschaffen; doch bestand sie auf die Zurückweisung des Maximums. So erklärte sich die Mehrheit des Konvents, selbst mitten im Sturme noch feststehend und eine genügende Freiheit des Geistes bewahrend, gegen die Prohibitivsysteme für die Freiheit des Handels. Wenn man überblickt, was in den Heeren, in der Versammlung und beim Prozesse Ludwig XVI. vorging, so hat man ein schreckliches und eigenthümliches Schauspiel. Die hitzigen Köpfe werden immer ausschweifender und wollen die Heere und die Verwaltungen ganz und gar erneuern, um alle Lässigen und Verdächtigen auf die Seite zu schaffen; sie wollen die Gewalt anwenden, um den Stillstand des Handels zu verhindern und eine schreckliche Rache, um jeglichen Feind in Schrecken zu setzen. Die Gemäßigten dagegen fürchten die Heere durch eine Erneuerung aufzulösen, den Handel durch Zwang zu tödten und durch Anwendung des Schreckens die Gemüther zu empören; allein ihre Gegner werden selbst über diese Befürchtungen erbittert und erhitzen sich nur um so mehr für ihren Plan, Alles zu erneuern, Alles zu überwältigen, Alles zu bestrafen. Das war das Schauspiel,

welches in diesem Augenblicke der Kampf der linken und rechten Seite des Konvents darbot.

Die Sitzung am 30. war sehr bewegt durch die Beschwerden Rolands über die Mißgriffe der Municipalität hinsichtlich der Lebensmittel und durch den Bericht der Kommissarien, welche man nach dem Departement der Eure und Loire abgesandt. Wenn man seine Leiden zu zählen beginnt, so tritt Alles auf einmal vor die Erinnerung. Auf der einen Seite erinnerte man an die Mordthaten und Brandschriften, auf der andern an das ungewisse Schwanken, an den Rest von Royalismus und an die Lässigkeit der Nationalrache. Marat sprach und brachte einen allgemeinen Lärm hervor. Noch war die Ruhe nicht wieder eingetreten, als Robespierre das Wort nahm, um, wie er sagt, ein Mittel vorzuschlagen, welches mehr als alle anderen geeignet sei, die öffentliche Ruhe wiederherzustellen, ein Mittel, welches Unparteilichkeit und Eintracht in die Versammlung zurückführen, die Feinde des Konvents niederwerfen, allen Pamphlet- und Anschlagschreibern Schweigen auferlegen und ihre Verläumdungen vereiteln werde. —

— Was ist denn, ruft man von allen Seiten, das für ein Mittel? — Robespierre fährt fort: — „Verdammt morgen den Tyrannen der Franzosen zur Strafe seiner Verbrechen und vernichtet so den Vereinigungspunkt aller Verschwörer. Übermorgen werdet ihr dann für die Lebensmittel sorgen und am folgenden Tage die Grundlage einer freien Verfassung legen.

Diese gleichzeitig ergreifende und hinterlistige Weise, erst ein Mittel des Heils zu versprechen und dasselbe dann in einer von der rechten Seite bekämpften Maßregel bestehen zu lassen, spornte die Girondisten an und nöthigte sie, sich über die große Frage des Prozesses auszusprechen. —

— Sie sprechen vom Könige, sagt Buzot; die Schuld der Unruhen tragen diejenigen, welche ihn wieder einsetzen möchten. Wenn es Zeit sein wird, sich über sein Schicksal auszusprechen, so werde ich es

mit der Strenge zu thun wissen, die er verdient hat; allein nicht hievon ist jetzt die Rede, sondern von den Unruhen, welche aus der Anarchie entspringen und die Anarchie entspringt aus der Vernachlässigung der Gesetze. Diese aber wird so lange bestehen, als der Konvent noch nichts gethan hat, um die Ordnung zu sichern."

Nach Buzot spricht Legendre und beschwört seine Kollegen, jede Persönlichkeit fern zu halten und sich nur mit dem öffentlichen Wohle und den Aufständen zu beschäftigen; da diese keinen andern Zweck hätten, als den König zu retten, so würden sie aufhören, wenn er nicht mehr sei. Er schlägt daher der Versammlung vor, sie möge befehlen, daß die über den Prozeß niedergeschriebenen Ansichten dem Bureau übergeben, gedruckt und an alle Mitglieder vertheilt würden, damit man, ohne mit zu langen Reden Zeit zu verlieren, entscheiden könne, ob Ludwig **XVI.** solle hingerichtet werden. Jean-Bon-Saint-André ruft, selbst diese Vorfragen seien überflüssig, man solle auf der Stelle die Verurtheilung und die Art der Strafe aussprechen. Die Versammlung dekretirt endlich den Vorschlag Legendres und den Druck aller Reden. Die Erörterung wir auf den 3. Dezember vertagt.

Am 3. verlangt man von allen Seiten den Beginn des Verfahrens, den Entwurf der Anklage und die Bestimmung der Formen, nach welchen der Prozeß solle geführt werden. Robespierre bittet um das Wort und obgleich man entschieden, daß die Reden gedruckt, nicht aber gelesen werden sollen, gelingt es ihm doch, sich Gehör zu verschaffen, weil er nicht über den Prozeß, sondern gegen den Prozeß selbst und für eine Verdammung ohne Urtheil sprechen wollte.

Einen Prozeß einleiten, behauptet er, heiße eine Berathung eröffnen; eine Berathung gestatten, sei so viel, als den Zweifel, ja sogar eine dem Angeklagten günstige Lösung erlauben. Das Verbrechen Ludwigs **XVI.** aber problematisch machen, heiße die Pariser,

die Föderirten, kurz, alle Patrioten anklagen, welche die Revolution am 10. August ausgeführt; es heiße Ludwig XVI., die Aristokraten, die fremden Mächte und ihre Manifeste von Schuld freisprechen, mit einem Worte, das Königthum für unschuldig und die Republik für schuldig erklären.

— Seht nur, fährt Robespierre fort, welche Verwegenheit die Feinde der Freiheit erlangt haben, seit ihr diese Zweifel in Vorschlag gebracht! Im August verbargen sich die Freunde des Königs; Jeder, der es gewagt, seine Vertheidignng zu übernehmen, wäre als Verräther bestraft worden . . . heute aber erheben sie ungestraft ihre freche Stirn, heute überschwemmen unziemliche Schriften Paris und die Departements; bewaffnete Männer, die man ohne euer Wissen und gegen die Gesetze in diese Mauern gerufen, lassen die Stadt ertönen von aufrührerischem Geschrei und verlangen Straflosigkeit für Ludwig XVI. Ihr braucht nur noch denen, die schon nach der Ehre geizen, ihn zu vertheidigen, diesen Kreis aufzuschließen! Was sage ich, Ludwig bringt heute Spaltungen hervor unter den Vertretern des Volkes; man spricht für oder gegen ihn! Wer hätte vor zwei Monaten denken sollen, daß hier seine Unverletzlichkeit noch eine Frage sein könne? Allein seitdem der Bürger Pétion es als eine ernste, für sich zu behandelnde Frage aufgestellt hat, ob der König könne gerichtet werden, sind die Lehren der konstituirenden Versammlung unter uns wieder aufgetaucht. O Schmach und Schande: von der Rednerbühne des französischen Volkes ertönte das Lob Ludwigs XVI.! Wir haben die Tugenden und Wohlthaten des Tyrannen rühmen hören, während wir die größeste Mühe hatten, treffliche Bürger der Ungerechtigkeit einer übereilten Entscheidung zu entreißen; gilt die Sache eines bloßen Tyrannen für so heilig, daß man sie gar nicht lange und frei genug besprechen kann? Wenn wir auf seine Lobredner hören, so kann der Prozeß mehrere Monate dauern und vielleicht bis in den künftigen Frühling hineinreichen, in dem die Despoten uns eine allgemeine Schlacht liefern wollen. Welch ein offener Spielraum

für die Verschwörer, welcher Stoff für Ränkemacher und Aristokraten.

— Gerechter Himmel! die wilden Horden des Despotismus bereiten sich auf's Neue, im Namen Ludwig XVI. das Herz unsres Vaterlandes zu zerreißen! Noch aus seinem Gefängnisse kämpft Ludwig gegen uns und man kann noch zweifeln, ob er schuldig, zweifeln, ob es erlaubt ist, ihn als Feind zu behandeln! Man fragt nach den Gesetzen, die ihn verdammen, man beruft sich zu seinen Gunsten auf die Konstitution! ... Die Konstitution verbot euch, was ihr gethan habt; wenn er nur durch Absetzung bestraft werden konnte, so durftet ihr dieselbe nicht aussprechen, ohne ihm zuvor den Prozeß zu machen. Ihr hattet kein Recht, ihn gefangen zu halten, er aber hat das Recht, Entschädigungen und seine Freilassung zu verlangen: die Konstitution verdammt euch: werft euch vor Ludwig auf die Kniee und bettelt um seine Gnade!

Diese giftigen Deklamationen, welche nichts enthielten, was nicht schon Saint-Just gesagt, machten dennoch einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, die augenblicklich einen Beschluß fassen wollte. Robespierre hatte verlangt, daß man Ludwig XVI. auf der Stelle richte; doch bestanden mehrere Mitglieder, unter andern auch Petion darauf, daß man wenigstens die Vorgerichtstellung beschließe, bevor man die Form des Urtheils festsetze, denn das sei eine unumgänglich nothwendige Vorbereitung, man möge auch noch so große Schnelle beabsichtigen. Robespierre will noch einmal sprechen und scheint das Wort zu ertrotzen, allein man ist erzürnt über seine Unverschämtheit und verbietet ihm die Rednerbühne. Endlich erläßt die Versammlung folgendes Dekret:

„Der Nationalkonvent erklärt, daß Ludwig XVI. von ihm gerichtet werden soll (3. Dezember).“

Am 4. kamen die Formen des Prozesses zur Erörterung. Buzot, der viel von Royalismus reden gehört, verlangt das Wort für einen Ordnungsantrag. Um allen Verdacht zu beseitigen, sagte er, trage

er auf Todesstrafe gegen Jeden an, der die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich vorschlage. Zu solchen Maßregeln nehmen die Parteien oft ihre Zuflucht, um zu beweisen, daß sie dessen, was man ihnen Schuld giebt, unfähig sind. Zahlreicher Beifall ward diesem überflüssigen Vorschlag zu Theil. Die Bergpartei jedoch, die, ihrem Systeme gemäß, ihn nicht hätte verhindern dürfen, widersetzte sich ihm aus Laune und Bazire wünschte ihn zu bekämpfen. Man ruft: zum Abstimmen, zum Abstimmen! Philippeaux unterstützt Bazire und schlägt vor, sich nur mit Ludwig **XVI.** zu beschäftigen und eine permanente Sitzung zu halten, bis er gerichtet sei. Man fragt, welches Interesse die Opponenten hätten, Buzots Vorschlag zurückzuweisen, da doch Niemand das Königthum zurückwünschen könne. Lejeune erwidert, das hieße noch einmal in Frage stellen, was durch Abschaffung des Königthums bereits entschieden sei.

— Es handelt sich aber darum, sagte Rewbel, dem Absetzungsdekret eine Strafbestimmung hinzuzufügen und es heißt mithin nicht, eine bereits abgemachte Sache wieder in Frage stellen." Merlin benahm sich ungeschickter als seine Vorgänger, und verlangte ein Amendement, welches Ausnahme von der Todesstrafe für den Fall festsetze, daß der Vorschlag zur Wiederherstellung des Königthums in der Versammlung gemacht würde. — Bei diesen Worten erhob sich von allen Seiten lautes Geschrei. — Jetzt, ruft man, ist das Geheimniß entschleiert! Man will einen König, aber einen König, der aus den Versammlungen hervorgegangen, denselben Versammlungen, aus denen sich Marat, Robespierre und Danton erhoben haben. — Merlin sucht sich zu rechtfertigen und sagt, er habe nur der Souveränetät des Volkes huldigen wollen. Man befiehlt ihm, zu schweigen, nennt ihn einen Royalisten und schlägt vor, ihn zur Ordnung zu rufen. Jetzt meinte Guadet in einer heimtückischen Wendung, die sich selbst die ehrenhaftesten Männer bei einem galligten Streite erlauben, man müsse die Freiheit der Ansichten achten, denn ihr verdanke man die Entdeckung

eines wichtigen Geheimnisses, welches den Schlüssel zu einem bedeutenden Anschlage gäbe. — Die Versammlung, sagte er, braucht es nicht zu bereuen, daß sie dies Amandement gehört, welches ihr beweist, daß dem gestürzten Despotismus ein neuer folgen soll, und man muß es Merlin Dank wissen, anstatt ihn zur Ordnung zu rufen."

Ein lauter Ausbruch des Murrens übertönt Guadet's Stimme. Bazire, Merlin und Robespierre schreien über Verläumdung und es ist wahr, daß der Vorwurf, man beabsichtige dem entthronten Könige einen neuen plebejischen König folgen zu lassen, eben so unsinnig war, als der den Girondisten vorgehaltene Plan eines Bundesstaates. Die Versammlung dekretirt endlich Todesstrafe gegen Jeden, der in Frankreich das Königthum herzustellen suchen, unter welchem Namen es auch immer geschehen möge.

Man kommt auf die Form des Prozesses und den Vorschlag einer ununterbrochenen Sitzung zurück. Robespierre verlangt noch einmal, man möge das Urtheil auf der Stelle aussprechen. Petion siegt wieder, da ihn die Mehrheit unterstützt und es wird entschieden, daß die Sitzung nicht ununterbrochen sein, auch das Urtheil nicht auf der Stelle gefällt werden, wol aber die Versammlung sich täglich von 11 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit Ausschluß jeder andern Angelegenheit damit beschäftigen solle.

Die folgenden Tage vergingen unter Lesung verschiedener Papiere, die man theils bei Laporte, theils erst unlängst in einem Schranke gefunden hatte, welchen der König in einer Mauer des Schlosses hatte anbringen lassen. Die Thür dieses Schrankes war von Eisen und deshalb hieß er fortan, „der eiserne Schrank." Der Arbeiter, welcher bei der Einrichtung desselben beschäftigt gewesen, machte Roland eine Anzeige und aus Eifer, die Thatsache festzustellen, beging dieser die Unvorsichtigkeit, auf der Stelle hinzueilen, ohne sich von Zeugen aus der Versammlung begleiten zu lassen; seine Feinde bekamen dadurch Anlaß zu der Beschuldigung, er habe einen

Theil der Papiere unterschlagen. Roland fand hier alle auf die Verbindung des Hofes mit den Ausgewanderten und mit verschiedenen Mitgliedern der Versammlung bezüglichen Papiere. Die Verhandlungen Mirabeau's wurden so gleichfalls bekannt, und schon wollte man das Andenken des großen Redners ächten; doch befahl man auf Antrag Manuels, seines begeisterten Bewunderers, dem Ausschuß für den öffentlichen Unterricht diese Dokumente genauer zu untersuchen*).

Man ernannte darauf eine Komission, um nach diesen Schriften eine Aufzählung der Ludwig **XVI.** zur Last gelegten Thatsachen zu entwerfen, welche, wenn sie abgefaßt sei, von der Versammlung bestätigt werden sollte. Ludwig **XVI.** sollte dann persönlich vor den Schranken des Konvents erscheinen und vom Präsidenten über jeden Artikel befragt werden. Nach seinem Erscheinen waren ihm zwei Tage zur Vertheidigung bewilligt, und am Tage nach dieser Vertheidigung sollte das Urtheil durch namentlichen Aufruf ausgesprochen werden. Die ausübende Gewalt erhielt den Auftrag, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen, um während der Fahrt des Königs bis in die Versammlung die Ruhe aufrecht zu erhalten.

Diese Bestimmungen wurden am 9. festgesetzt.

Am 10. legte man der Versammlung jenes Verzeichniß vor und bestimmte den 11. zur Vorlassung Ludwigs **XVI.**

Der unglückliche Monarch sollte also vor dem Konvent erscheinen und hier ein Verhör über alle Thatsachen seiner Regierung bestehen. Die Nachricht vom Prozesse und dem Befehl, persönlich zu erscheinen, war auf den heimlichen Wegen, die er sich offen gehalten,

---

*) Sitzung vom 5. Dezember. Man wollte sogleich Mirabeau's Büste zertrümmern und seine sterblichen Ueberreste aus dem Pantheon entfernen; allein man begnügte sich damit, die Büste zu verschleiern.

selbst bis zu Clery gedrungen und nur unter Zittern und Beben hatte er sie der trostlosen Familie mitgetheilt. Da er es nicht wagte, dem Könige selbst davon zu sagen, so wandte er sich an Madame Elisabeth und erzählte ihr auch, daß die Commune beschlossen, während des Prozesses Ludwig von seiner Familie zu trennen. Zugleich machte er mit der Prinzessin ein Mittel ab, wie man während dieser Zeit von einander Nachricht bekommen könne. Dies bestand darin, daß Clery, den man bestimmt, beim Könige zu bleiben, den Prinzessinnen ein Taschentuch wollte zukommen lassen, wenn Ludwig **XVI.** krank wäre. Das war Alles, was die unglücklichen Gefangenen einander mitzutheilen beanspruchten. Der König wurde durch seine Schwester von der bevorstehenden Vorladung und von der Trennung während des Prozesses benachrichtigt. Er hörte es mit vollkommener Ergebung und bereitete sich, den schmerzlichen Auftritt mit Festigkeit zu bestehen.

Die Kommune hatte befohlen, daß vom Morgen des **11.** an alle Verwaltungsbehörden in Sitzung sein, die Sektionen unter Waffen stehen, die Wache bei allen öffentlichen Orten, Gassen, Niederlagen u. s. w. um zweihundert Mann auf jedem Posten vermehrt, auf verschiedenen Punkten zahlreiche Reservemannschaften nebst einer starken Artillerie aufgestellt und eine auserwählte Schaar den Wagen begleiten sollte.

Am Morgen des **11.** meldete der Generalmarsch der Stadt Paris die so traurige und so neue Scene. Zahlreiche Truppen umringten den Tempel und das Geräusch der Waffen und Pferde drang bis zu den Ohren der Gefangenen, welche thaten, als wüßten sie nicht die Ursache dieser Aufregung. Um 9 Uhr Morgens begab sich die Familie wie gewöhnlich in das Zimmer des Konigs, um hier das Frühstück einzunehmen. Die Municipalbeamten waren wachsamer als je und verhinderten dadurch jede Vertraulichkeit. Endlich trennte man sie. Der König bat umsonst, man möge ihm seinen Sohn noch einen Augenblick lassen; trotz seiner Bitten wurde

das Kind ihm entrissen und er blieb gegen zwei Stunden allein. Nach Verlauf dieser Zeit erschienen der Maire von Paris und der Prokurator der Kommune und theilten ihm den Beschluß des Konvents mit, der ihn vor seine Schranken beschieden unter dem Namen Ludwig Kapet.

— Kapet, erwiderte der König, ist der Name eines meiner Ahnen, aber nicht der meinige. Dann erhob er sich und begab sich in den Wagen des Maire, der schon auf ihn wartete. Sechshundert Mann auserwählte Soldaten umgaben den Wagen. Vor und hinter demselben fuhren drei Geschütze. Eine beträchtliche Cavallerie bildete die Vorhut und die Nachhut; eine ungeheure Menschenmasse sah dem traurigen Zuge schweigsam zu und duldete diese Strenge eben so, wie sie früher die vormalige Regierung geduldet.

Man hörte einige Rufe, jedoch waren sie sehr selten. Der Fürst ließ sich dadurch nicht bewegen, sondern unterhielt sich ruhig über Gegenstände, die er unterwegs sah. Als man bei der Terrasse der Feuillants anlangte, brachte man ihn in einen Saal und erwartete die Befehle der Versammlung.

Unterdeß wurden verschiedene Anträge gemacht in Bezug auf die Art, wie man Ludwig **XVI.** empfangen solle. Man schlug vor, es dürfe keine Petition angehört werden, kein Deputirter das Wort nehmen, kein Zeichen der Mißbilligung oder des Beifalls dem Könige gegeben werden.

— Wir müssen ihn, sagte Legendre, erschrecken durch das Schweigen des Grabes. Man mißbilligte diese grausamen Worte durch Murren. Defermont bat, man möge für den Angeklagten einen Stuhl hinsetzen. Man fand den Vorschlag zu billig, um ihn erst abzustimmen und stellte einen Sessel vor die Schranken. Aus lächerlicher Eitelkeit machte Manuel den Vorschlag, über eine Frage der Tagesordnung zu sprechen, damit es nicht aussehe, als beschäftige man sich mit dem Könige. Man müsse, setzte er hinzu, ihn vor der

Thür warten lassen. Man begann daher ein Gesetz gegen die Ausgewanderten zu berathen.

Endlich meldet Santerre die Ankunft Ludwig XVI. Barrère ist Präsident. — Bürger! ruft er, Europa richtet seine Augen auf euch, die Nachwelt wird euch richten mit unbeugsamer Strenge. Bewahret daher die Würde und Ruhe, welche für Richter geziemt. Denkt an das schreckliche Schweigen, welches Ludwig empfing als er von Varennes zurückkehrte.

Um 2½ Uhr erscheint Ludwig vor den Schranken; ihm zur Seite stehen der Maire und die Generale Santerre und Wittengoff. In der Versammlung herrscht tiefes Schweigen. Die Würde Ludwigs, seine ruhige Haltung bei so großem Unglück rühren alle Welt. Die Deputirten der Mitte sind bewegt. Die Girondisten fühlen sich tief ergriffen und selbst Saint-Just, Robespierre und Marat merken, wie ihr Fanatismus zusammenbricht und sind erstaunt, in dem Könige, dessen Tod sie verlangen, einen Mann zu sehen.

— Setzen Sie sich, sagte Barrère zu Ludwig, und antworten Sie auf die Fragen, welche man an Sie richten wird. Ludwig setzt sich und hört die Lesung des Verzeichnisses, Artikel vor Artikel an. In demselben waren alle Fehler des Hofes vorgesucht und Ludwig XVI. persönlich zugeschrieben. Man warf ihm vor: die Unterbrechung der Sitzungen vom 20. Juni 1789; das lit de justice vom 23. desselben Monats; die an dem Aufstande des 14. Juli gescheiterte Aristokratenverschwörung; das Festmahl der Garde du Corps; die Beschimpfung der Nationalkokarde; die Weigerung, die Erklärung der Menschenrechte und verschiedene Artikel der Menschenrechte zu genehmigen; die Thatsachen, welche eine neue Verschwörung im Oktober bewiesen und denen die Auftritte am 5. und 6. folgten; die verhöhnenden Reden nach diesen Auftritten, welche eine nicht aufrichtig gemeinte Sinnesänderung versprachen; den falschen Eid, welchen er am 14. Juli beim Föderationsfeste geleistet; die Pläne Talons und Mirabeau's zur

Bewirkung einer Gegenrevolution; das einer Menge von Deputirten als Bestechung gegebene Geld; die Vereinigung der Dolchritter am 28. Februar 1791; die Flucht nach Varennes; die Fusillade auf dem Marsfelde; sein Schweigen über den Pillnitzer Vertrag; die Verzögerung des Dekrets, welches Avignon mit Frankreich vereinigte; die Bewegungen in Nimes, Montauban, Mons und Chalons; die Fortzahlung des Soldes, die er den ausgewanderten Gardisten und der entlassenen konstitutionellen Wache geleistet; den geheimen Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen; die ungenügende Stärke der Gränzarmeen; die Weigerung, das Lagerdekret zu genehmigen; die Entwaffnung aller festen Plätze; die verspätete Meldung des Marsches der Preußen; die Bildung geheimer Gesellschaften im Innern von Paris; die Revue über die Schweizer und Besetzung des Schlosses am Morgen des 10. August; die Verdopplung der Wache; die Hinbescheidung des Maires in die Tuilerien und endlich das Blutvergießen, welches die Folge dieser militärischen Anordnungen gewesen.

Wenn man den Wunsch, seine ehemalige Macht wiederzuerlangen nicht als natürlich zugab, so konnte in dem Benehmen des Königs Alles als ein Verbrechen angesehen werden, denn sein ganzes Betragen war ein einziges langes Bedauern, untermischt mit einigen schüchternen Bemühungen, das Verlorene wieder zu erlangen. Nach jedem Artikel machte der Präsident eine Pause und fragte: was haben Sie darauf zu erwidern? Der König antwortete stets mit fester Stimme, läugnete einen Theil der Thatsachen, schob die andern auf seine Minister und berief sich fortwährend auf die Konstitution, von welcher er sich, wie er versicherte, niemals entfernt habe. Seine Antworten waren stets gemäßigt; als man ihm aber sagte: Sie haben am 10. August das Blut des Volkes vergossen, rief er mit lauter Stimme: Nein, mein Herr, nein! ich habe das nicht gethan!

Man zeigte ihm darauf alle Beweisstücke; er machte von einem

ehrwürdigen Privilegium Gebrauch und weigerte sich, einen Theil derselben anzuerkennen; das Vorhandensein des eisernen Schrankes bestritt er. Dies Abläugnen machte einen ungünstigen Eindruck und war unklug von ihm, denn die Thatsache stand fest. Dann bat er um eine Abschrift der Anklageakte und Beweisstücke und um einen Beistand zu seiner Vertheidigung.

Der Präsident bedeutet ihn, daß er sich jetzt zurückziehen könne. Man ließ ihn in einem benachbarten Zimmer einige Erfrischungen einnehmen, dann wieder in den Wagen steigen und wieder in den Tempel zurückkehren. Um 6½ Uhr gelangte er in diesem wieder an und sein erstes Verlangen war, seine Familie wiederzusehen; man schlug es ihm ab und sagte: für die Dauer des Prozesses habe die Kommune ihre Trennung befohlen. Als man ihm um 8½ Uhr meldete, daß das Abendessen bereit sei, sprach er noch einmal den Wunsch aus, seine Kinder zu umarmen. Der Argwohn der Kommune aber machte alle seine Hüter zu Barbaren und man schlug ihm auch diesen Trost ab.

Unterdeß war in der Versammlung ein Tumult ausgebrochen, in Folge der Bitte Ludwig **XVI.**, ihm einen Rechtsbeistand zu gewähren. Treilhard und Petion drangen kräftig darauf, daß man ihm diese Bitte bewillige, während Tallien, Billaud-Varennes, Chabot und Merlin sich diesem Ansinnen widersetzten und meinten, man wolle das Urtheil durch neue Chikanen verzögern. Endlich bewilligte die Versammlung den Rechtsbeistand. Man beauftragte einen Deputirten, Ludwig **XVI.** davon zu benachrichtigen und ihn zu fragen, auf wen seine Wahl fiele. Der König bezeichnete Target, wenn dieser nicht zu haben sei, Tronchet, wo möglich aber alle beide; ferner bat er um Dinte, Feder und Papier, um an seiner Vertheidigung arbeiten zu können so wie um die Erlaubniß, seine Familie zu sehen. Der Konvent entschied sogleich, man solle ihm alles nöthige Schreibmaterial geben, die beiden Vertheidiger, die er gewählt, be-

nachrichtigen, ihn ungehindert mit denselben zusammenkommen lassen und ihm gestatten, seine Familie zu sehen.

Target wies den Auftrag, welchen ihm Ludwig XVI. gab, zurück und schützte als Grund vor, daß er sich seit 1785 nicht mehr mit gerichtlichen Vertheidigungen beschäftige. Tronchet schrieb auf der Stelle, er sei bereit, die ihm anvertraute Vertheidigung anzunehmen. Während man sich noch mit der Wahl eines neuen Rathgebers beschäftigte, erhielt man einen Brief von einem siebenzigjährigen Bürger, dem ehrwürdigen Malesherbes, einem Freunde und Genossen Turgots, dem gerechtesten Staatsdiener ganz Frankreichs.

Der edle Greis schrieb an den Präsidenten: — „Ich bin zwei„mal in den Rath Dessen berufen, der einst mein Gebieter war und in „einer Zeit, als Jeder nach der Ehre eines solchen Amtes geizte; ich „bin ihm denselben Dienst jetzt schuldig, da es ein Amt ist, welches so „Mancher für gefährlich hält."

Er bat den Präsidenten, Ludwig XVI. zu benachrichtigen, daß er bereit sei, seine Vertheidigung zu übernehmen. Mehrere andere Bürger machten dasselbe Anerbieten und man meldete es dem Könige. Er dankte allen, nahm aber nur Tronchet und Malesherbes an. Die Kommune befahl, die beiden Vertheidiger selbst an den geheimsten Stellen ihres Leibes zu untersuchen, bevor man sie zu ihrem Schützling zulasse. Der Konvent hatte den freien Verkehr derselben mit dem Könige befohlen und erneuerte diesen Befehl, so daß sie ungehindert im Tempel ein und ausgehen konnten.

Als der König Malesherbes sah, eilte er ihm entgegen; der ehrwürdige Greis sank ihm mit thränenüberschwimmenden Augen zu Füßen. Der König hob ihn auf und sie hielten sich lange umarmt, dann machten sie sich sogleich an die Vertheidigung. Kommissarien der Versammlung brachten täglich die Aktenstücke in den Tempel und hatten Befehl, dieselben mitzutheilen, ohne sie jedoch jemals aus den

Händen zu lassen. Der König blätterte sie mit großer Aufmerksamkeit durch und bewies dabei eine Ruhe, welche die Kommissarien in Erstaunen setzte.

Die einzige Tröstung, um welche er gebeten, die, seine Familie sehen zu dürfen, wurde ihm nicht bewilligt, obgleich der Konvent es befohlen. Die Kommune trat hindernd dazwischen und verlangte Zurücknahme des Dekretes. — Ihr könnt befehlen so viel Ihr wollt, sagte Tallien zum Konvent, wenn die Kommune es nicht will, so geschieht es doch nicht.

Diese unverschämten Worte erregten großen Tumult, die Versammlung änderte ihr Dekret dahin ab, daß der König seine beiden Kinder bei sich behalten könne, unter der Bedingung jedoch, daß dieselben während der Dauer des Prozesses nicht mehr zu ihrer Mutter zurückkehren dürften. Der König sah ein, daß sie der Mutter noch weniger entbehrlich sein würden, wollte sie ihr nicht nehmen und ertrug diesen neuen Schmerz mit einer Ergebung, die kein Ereigniß zu stören vermochte.

Je weiter der Prozeß vorschritt, desto tiefer fühlte man die Wichtigkeit der Frage. Die Einen sahen ein, daß die Vernichtung des alten Königthums durch Königsmord zu einem unerbittlichen System von Rache und Grausamkeit zwänge und der alten Ordnung der Dinge einen Krieg auf Leben und Tod erkläre; zwar wollten sie diese alte Ordnung der Dinge wirklich abschaffen, nicht aber sie auf eine so gewaltsame Weise vernichten. Die Andern dagegen wünschten diesen Vernichtungskrieg, der weder eine Schwäche noch einen Rückschritt ferner gestattete, sondern zwischen der Monarchie und der Revolution einen tiefen Abgrund grub. Die Person des Königs verschwand beinahe bei dieser ungeheuren Frage und man untersuchte nur noch eins, nämlich ob man durch eine aufsehenerregende und schreckliche That mit der Vergangenheit gänzlich brechen solle oder nicht. Man sah nur auf den Erfolg und verlor das Opfer, auf welches der Schlag fallen sollte, gänzlich aus den Augen.

Die Girondisten bekämpften noch immer die Jakobiner, warfen ihnen unaufhörlich die Septemberverbrechen vor und stellten sie dar als die Männer der Anarchie, welche den Konvent durch Schrecken beherrschen und den König opfern wollten, um Triumvirn an seine Stelle zu setzen. Guadet gelang es beinahe, sie aus dem Konvent zu vertreiben, indem er das Dekret durchsetzte, daß die Wahlversammlungen in ganz Frankreich sollten einberufen werden, um ihre Deputirten zu bestätigen oder zu widerrufen. Dieser, in wenigen Minuten dekretirte und wieder zurückgenommene Vorschlag erschreckte die Jakobiner auf das Heftigste. Noch mehr beunruhigten sie andere Umstände.

Fortwährend kamen von allen Seiten die Föderirten an. Die Municipalitäten schickten eine Menge von Adressen, in denen sie die Republik billigten, der Versammlung Glück wünschten, daß sie dieselbe erklärt, zugleich aber die Verbrechen und Excesse der Anarchie verdammten. Die Tochtergesellschaften warfen der Muttergesellschaft immer noch vor, daß sie Blutmenschen in ihrem Schooße hege, welche die öffentliche Moral verderbten und einen Angriff auf die Sicherheit des Konvents beabsichtigten. Einige sagten sich sogar von der Muttergesellschaft los, erklärten, sie wollten nicht mehr von ihr abhängig sein und versprachen, auf das erste Zeichen nach Paris zu eilen, um die Versammlung zu beschützen. Alle verlangten ganz besonders die Ausstoßung Marats und einige sogar die Robespierre's.

Die Jakobiner waren darüber trostlos und behaupteten, die öffentliche Meinung in Frankreich beginne dem Verderben anheimzufallen; sie riethen einander, fest zusammenzuhalten und ohne Zeitverlust in die Provinzen zu schreiben, um ihre verirrten Brüder zurückzuführen; zugleich beschuldigten sie den Verräther Roland, er halte ihre Briefe auf und ersetze sie durch heuchlerische Schriften, welche die Gemüther verderben müßten. Sie schlugen eine freiwillige Abgabe vor zur Verbreitung guter Schriften und besonders der „bewun-

dernswürdigen“ Reden Robespierre's; zugleich sannen sie auf Mittel, dieselben trotz Roland zu versenden, der, wie sie sagten, die Freiheit der Posten verletze. Eins aber gaben sie doch zu, nämlich daß Marat sie durch die Heftigkeit seiner Schriften bloßstelle; die Muttergesellschaft, meinten sie, müsse Frankreich belehren, welchen Unterschied sie mache zwischen Marat, den sein entflammtes Temperament über alle Gränzen hinausreiße und dem weisen, tugendhaften Robespierre, der stets innerhalb der richtigen Schranken ohne Schwäche, aber zugleich ohne Übertreibung das wolle, was gerecht und möglich sei. Ein lebhafter Streit entstand über diese beiden Männer. Man erkannte an, daß Marat ein starker und kühner, aber allzu hingerissener Geist sei. Er habe, sagte man, der Sache des Volkes genützt, doch wisse er keinen Anhaltpunkt zu finden. Die Freunde Marats antworteten darauf, er glaube nicht, daß es nothwendig sei, alles auszuführen, was er sage und kenne besser als irgend Jemand den Punkt, bei welchem man anhalten müsse. Sie führten verschiedene Äußerungen von ihm an. Marat hatte gesagt: — Die Republik braucht nur einen Marat. „— Ich verlange so viel, um wenig zu erreichen. Lieber wollte ich, daß meine Hand verdorrte, als daß ich mit ihr schriebe, wenn ich glaubte, daß das Volk alles was ich ihm rathe buchstäblich ausführen werde. — Ich schlage dem Volke vor, weil ich doch weiß, daß es mir viel abdingt.“

Diese Rechtfertigung Marats unterstützten die Tribunen durch ihren Beifall. Dennoch beschloß die Gesellschaft, eine Adresse zu entwerfen, in welcher sie Marats und Robespierre's Charakter zeichnen und beweisen wollte, welch einen Unterschied sie zwischen der Weisheit des einen und der Gewaltsamkeit des andern mache. (52)

Nach dieser Maßregel schlug man noch mehrere andere vor und gab sich besonders das Versprechen, unausgesetzt auf den Abzug der Föderirten an die Gränze anzutragen. Da man wirklich hörte, daß Dumouriez' Heer durch die Desertion geschwächt werde, schrieen die Jakobiner, eine Verstärkung durch die Föderirten sei ihm un-

umgänglich nothwendig. Marat schrieb, man halte seit länger als einem Jahre die Freiwilligen zurück, welche zuerst vom Hause aufgebrochen seien. Es sei Zeit, sie endlich durch diejenigen abzulösen, welche sich gegenwärtig in Paris aufhielten.

Als man hörte, daß Custine genöthigt gewesen, Frankfurt zu verlassen und daß Beurnonville das Kurfürstenthum Trier erfolglos angegriffen habe, behaupteten die Jakobiner, dies Mißlingen würde die beiden Generale nicht betroffen habe, wenn die Föderirten bei ihnen gewesen, welche unnützerweise die Hauptstadt überfüllten. Die verschiedenen Nachrichten von den erfolglosen Unternehmen Beurnonville's und dem Mißlingen Custine's hatten die Gemüther lebhaft aufgeregt. Dies Alles war vorherzusehen, denn da Beurnonville in einer schlechten Jahreszeit und ohne die nöthigen Hülfsmittel unzugängliche Stellungen angriff, konnte er seine Absicht nicht erreichen und da Custine eigensinnig darauf bestand, nicht freiwillig von dem Rhein zuruckzugehen, weil er seine Verwegenheit nicht eingestehen mochte, so mußte er nothwendig zu einem Rückzuge nach Mainz gezwungen werden. Öffentliches Unglück bietet den Parteien stets eine Gelegenheit zu Vorwürfen. Die Jakobiner, welche die Aristokratie verdächtiger Generale nicht liebten, predigten gegen sie und klagten sie an, sie seien Feuillants und Girondisten.

Marat verfehlte nicht, sich aufs neue gegen die Eroberungswuth zu verwahren, die er, wie er sagte, stets getadelt habe und die weiter nichts sei, als das versteckte ehrgeizige Streben der Generale, einen bedeutenden Grad von Macht zu erreichen. Robespierre richtete seinen Vorwurf wie immer nach der Eingebung seines Hasses und behauptete, nicht die Generale müsse man anklagen, sondern die schändliche Partei, welche die Versammlung und die ausübende Gewalt beherrsche. Der treulose Roland, der Ränkemacher Brissot, die Bösewichte Louvet, Guadet und Vergniaud seien die Urheber alles Unglücks, welches Frankreich betreffe. Er wünschte als der erste von ih-

nen ermordet zu werden; vor allen Dingen aber wollte er das Vergnügen genießen, ihr Angeber zu sein. Dumouriez und Custine, setzte er hinzu, kennten sie und hüteten sich wohl, auf ihre Seite zu treten, alle Welt aber fürchte sie, weil sie über Geld, Stellen und über alle Mittel der Republik zu verfügen hätten. Ihre Absicht sei, die Republik zu knechten und zu diesem Behufe fesselten sie alle wahren Patrioten, hinderten sie an der Entfaltung ihrer Energie und setzten so Frankreich der Gefahr aus, von seinen Feinden besiegt zu werden. Ihre Hauptabsicht sei, die Gesellschaft der Jakobiner zu vernichten und Jeden zu erdolchen, der den Muth haben würde, zu widerstehen.

— Ich aber, rief Robespierre, ich wünsche zuerst von Roland ermordet zu werden!" *).

Dieser wüthende Haß theilte sich der ganzen Gesellschaft mit und bewegte sie wie ein stürmisches Meer; man versprach einander, einen tödtlichen Kampf gegen jene Partei zu beginnen und wies von vornherein jeden Gedanken an eine Versöhnung zurück; da von einem neuen Vermittlungsplan die Rede gewesen, verpflichtete man sich für immer den Lamourettekuß zu verweigern.

Dieselben Auftritte wiederholten sich während der Frist, welche man Ludwig **XVI.** zu seiner Vertheidigung bewilligt, auch in der Versammlung. Man unterließ es nicht zu behaupten, daß überall die Royalisten die Patrioten bedrohten und Schriften zu Gunsten des Königs verbreiteten. Thuriot schlug eine Maßregel vor, nämlich Jeden mit dem Tode zu bestrafen, der daran denke, die Einheit der Republik zu verletzen oder einen Theil von derselben loszumachen. Dies Dekret war gegen die Fabel vom Föderalismus gerichtet, das heißt gegen die Girondisten. Als Antwort schlug Buzot eiligst ein anderes Dekret vor und trug auf die Verbannung der Familie Orleans an. Die Parteien bezahlen eiander mit Falschheiten und rächen

*) Sitzung der Jakobiner am 12. Dezember.

die Verläundung durch neue Verläumdungen. Während die Jakobiner die Girondisten des Föderalismus beschuldigten, warfen diese den ersteren vor, sie beabsichtigten den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen und nur deshalb Ludwig XVI. zu opfern, um seine Stelle zu erledigen.

Der Herzog von Orleans lebte noch immer in Paris und strebte umsonst, sich im Schooße des Konvents vergessen zu machen. Dieser Platz, mitten unter wüthenden Demagogen, war für ihn allerdings kein geziemender, allein wohin sollte er fliehen? In Europa erwarteten ihn die Ausgewanderten und drohten diesem Verwandten des Königthums, welcher seine Geburt und seinen Rang von sich gewiesen, mit Schimpf und Schande, vielleicht sogar mit dem Tode. In Frankreich bemühte er sich seinen Rang hinter dem demüthigsten Namen zu verstecken und nannte sich Egalité. Immer aber blieb die unauslöschliche Erinnerung seiner Vergangenheit und das stets gegenwärtige Zeugniß seiner unermeßlichen Reichthümer. Wie sollte er dem Verdacht entgehen, wenn er nicht Lumpen annehmen und sich durch Cynismus verächtlich machen wollte? In den Reihen der Girondisten wäre er schon am ersten Tage verloren gewesen und alle Vorwürfe des Royalismus, die man ihm machte, hätten ihre Rechtfertigung gefunden. Unter den Jakobinern hatte er an der Heftigkeit von Paris eine Stütze, doch konnte er den Anklagen der Girondisten nicht entgehen und dies betraf ihn auch wirklich. Diese konnten es ihm nicht vergeben, daß er sich unter ihre Feinde reihte und meinten, um sich Duldung zu erkaufen, verschwende er seine Schätze an die Anarchisten und greife ihnen mit seinem bedeutenden Vermögen unter die Arme.

Weiter noch ging der argwöhnische Louvet, welcher fest überzeugt war, daß er immer noch die Hoffnung auf das Königthum nähre. Ohne gerade diese Ansicht zu theilen, steigt doch Buzot auf die Rednerbühne und spricht, um den Ausfall Thuriots durch einen andern zu bekämpfen: — Wenn das von Thuriot vorgeschlagene Dekret das

Vertrauen zurückführen soll, so will auch ich eines vorschlagen, welches dazu nicht minder geeignet ist. Die Monarchie ist gestürzt, aber sie lebt noch in den Gewohnheiten und Erinnerungen ihrer vormaligen Kreaturen. Laßt uns den Römern nachahmen; sie verjagten Tarquinius nebst seiner Familie: laßt uns gleich ihnen die Familie der Bourbonen verjagen. Ein Theil dieser Familie befindet sich im Kerker, der andere aber ist weit gefährlicher, weil er beim Volke beliebt ist und dieser andere Theil ist die Familie Orleans. Die Büste Orleans wurde in Paris umhergetragen, seine Söhne sprudeln über von Muth, zeichnen sich in unsern Heeren aus und eben die Verdienste dieser Familie machen sie für die Freiheit gefährlich. Sie bringe dem Vaterlande ein letztes Opfer und verbanne sich selbst aus seinem Schooße; sie trage anderwärts hin das Unglück, dem Throne nahe gestanden zu haben und das noch größere, einen Namen zu führen, der uns verhaßt ist und der das Ohr jedes freien Mannes verwunden muß."

Nach Buzot tritt Louvet auf, wendet sich an Orleans selbst, erinnert ihn an die freiwillige Verbannung des Collatinus und fordert ihn auf, diesem Beispiele nachzuahmen. Lanjuinais erinnert an die Wahlen von Paris, an welchen Egalité theilgenommen und die unter den Dolchen der anarchischen Partei stattgefunden, an die Anstrengungen, welche man gemacht, um einen Kanzler des Hauses Orleans zum Kriegsminister zu ernennen und an den Einfluß, welchen die Söhne dieser Familie in den Heeren erlangt hätten; aller dieser Gründe wegen verlangt er die Verbannung der Bourbonen. Bazire, Saint-Just und Chabot widersetzen sich diesem Ansinnen, mehr aus Opposition gegen die Girondisten, als aus Theilnahme für Orleans. Sie sagen, jetzt sei nicht der geeignete Augenblick zur Strenge gegen den einzigen Bourbonen, der es ehrlich mit der Nation gemeint habe; erst solle man den gefangenen Bourbonen bestrafen, dann die Konstitution entwerfen und sich nachher mit den gefährlich gewordenen Bürgern beschäftigen. Orleans übrigens aber aus Frankreich fortschi-

cken, heiße ihn in den Tod senden und eine so grausame Maßregel müsse man wenigstens vertagen. Dennoch wird die Verbannung durch Zuruf beschlossen und es handelt sich nur noch darum, bei der Abfassung des Dekrets den Zeitpunkt der Verbannung zu bestimmen. Da ihr den Ostracismus gegen Egalité anwendet, sagt Merlin, so wendet ihn auch gegen alle gefährlichen Männer an und ich trage darauf an, daß dies zunächst gegen die ausübende Gewalt geschieht.

— Gegen Roland rief Albitte. — Gegen Roland und Pache! setzt Barrère hinzu, die zu einer Ursache der Zwietracht unter uns geworden sind. Sie seien Beide aus dem Ministerium verbannt, um uns Ruhe und Einigkeit wiederzugeben. — Indeß fürchtet Kersaint, England möchte diese Auflösung des Ministeriums benutzen, um einen unheilvollen Krieg mit uns zu beginnen, wie im Jahre 1757, als Argenson und Machau in Ungnade fielen.

Rewbel fragt, ob man einen Volksrepräsentanten verbannen dürfe und ob nicht Philipp Egalité als solcher der Nation angehöre, die ihn ernannt habe. Diese verschiedenen Einwände halten die Bewegung der Geister wieder auf; man unterbricht sich, man nimmt manches zurück und vertagt, ohne die Verbannung der Bourbonen gerade zu widerrufen, die Erörterung derselben auf drei Tage, um sich zu beruhigen und reiflicher über die Frage nachzudenken, ob man Philipp Egalité ins Exil schicken dürfe und ohne Gefahr die beiden Minister des Innern und des Krieges absetzen könne.

Man kann sich denken, welche Unordnung nach dieser Erörterung in den Sektionen, in der Kommune und im Jakobinerklub herrschte. Von allen Seiten schrie man über den Ostracismus und bereitete Petitionen vor, um die Wiederaufnahme der Berathung zu verlangen. Als die drei Tage verflossen, begann die Erörterung aufs neue. Der Maire erschien an der Spitze der Sektionen und bat um Zurücknahme des Dekrets. Nach Lesung der Adresse ging die Versammlung zur Tagesordnung über; da jedoch Pétion sah, welche Aufregung diese

Frage verursachte, trug er auf ihre Vertagung bis nach dem Urtheilsspruch über Ludwig **XVI.** an. Diese Art von Vermittlung wurde angenommen und man fiel aufs neue über das Opfer her, auf welches alle Leidenschaften erpicht waren. Der berühmte Prozeß wurde also wieder aufgenommen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

ARBEITER-VEREIN ZU LEIPZIG

Thiers

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte der Französischen Revolution

Bd.: 5

Leipzig (1848)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 9674 -1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250284-1